

Karlheinz Kasper

Leben in seiner absurden Erscheinungsform

Russische Literatur in Erst- und Neuübersetzungen 2011

Ist die russische Literatur im Ausland durch Übersetzungen noch ausgewogen repräsentiert? Diese Frage erörtern gegenwärtig die russischen Medien. In den deutschsprachigen Ländern wurden 2011 knapp dreißig Übertragungen schöngestiger Werke aus dem Russischen veröffentlicht, etwas weniger als in den vorangegangenen Jahren. Darunter sind jedoch bemerkenswerte neue Versionen von Texten der Moderne (Ivan Bunin, Evgenij Zamjatin, Vjačeslav Ivanov, Marina Cvetaeva, Daniil Charms.) sowie Erstübersetzungen von großen Romanen und künstlerisch anspruchsvollen Erzählungen lebender Autoren (Michail Šiškin, Vladimir Makanin, Andrej Gelasimov, Denis Osokin, Dmitrij Dergačëv).

Die neue Edition der *Ausgewählten Werke Ivan Bunins* (1870–1953), des ersten russischen Literaturnobelpreisträgers, nimmt allmählich Gestalt an. Nach dem Revolutionstagebuch *Verfluchte Tage*, literarischen Reisebildern (*Der Sonnentempel*) und früher Prosa (*Am Ursprung der Tage*) legt der Züricher Verlag *Dörlemann* nun die großen Erzählungen *Das Dorf* und *Suchodol* in der kompetenten Übersetzung Dorothea Trottenbergs vor. Diese basiert erneut auf der soliden Petrograder Werkausgabe von 1915 und enthält deshalb auch jene Stellen, die Bunin für die elfbändige Berliner *Petropolis*-Edition (1934/36) eliminiert oder verändert hat. Die Suche nach der „russischen Seele“ und dem russischen Nationalcharakter, an der damals auch Maksim Gor'kij, Andrej Belyj und Aleksej Remizov beteiligt waren, erlangte um 1910/11 mit den beiden Erzählungen eine neue Qualität. Im *Dorf* kommt der Autodidakt Kuz'ma Krasov in seinen Gesprächen mit dem Jahrmarktsphilosophen Balaškin darauf, dass man über das Dorf schreiben müsse, wenn man Russland und seine Menschen begreifen wolle. Balaškin bestätigt ihm: „Ganz Russland ist ein Dorf, schreib dir das hinter die Ohren!“ Die Grundstruktur der Erzählung wird durch die Geschichte der Brüder Tichon und Kuz'ma Krasov geprägt. Ihr Urgroßvater wird vom Gutsbesitzer Durnovo mit Windhunden zu Tode gehetzt. Der Großvater ist ein berüchtigter Dieb. Der Vater, ein kleiner Krämer, stirbt nach dem Bankrott. Die Söhne ziehen mit Kleinkram durch die Dörfer, entzweien sich aber. Tichon eröffnet eine Schenke, kauft die Besitzungen verarmter Gutsbesitzer auf, bleibt jedoch ohne Erben. Kuz'ma liest Bücher, wird zum Anhänger Tolstojs, möchte lernen und schreiben, verfällt aber dem Alkohol. Bauernerhebungen, Hinrichtungen, die Auflösung der Duma und grausame Gemetzel an den Juden gehen an ihm vorbei. Die Lebensform des Dorfes scheint sich nicht zu ändern.

Karlheinz Kasper (1933), Dr. phil., Prof. em., Universität Leipzig

OSTEUROPA, 62. Jg., 1/2012, S. 127-157

Die Erzählung endet ohne jede Perspektive. Thomas Mann, der die „unvergleichliche epische Überlieferung und Kultur“ Russlands bewunderte, nannte *Das Dorf* 1926 in seinem Tagebuch *Pariser Rechenschaft* einen „furchtbar tristen Bauernroman“. *Suchodol* weist hellere Töne auf, obgleich diese Chronik der letzten Generationen des Adelsgeschlechts der Chruščëvs nach Ansicht Gor'kij's eine „Totenmesse“ ist. Der Erzähler glaubt, Herren und Knechte, sein Vater und die ehemalige Leibeigene und Hofmagd Natal'ja, seien Menschen des gleichen Schlages gewesen, mit einer „bäuerlichen Seele“, einer „uralten familiären Verflochtenheit, die das Dorf, das Gesinde und das Gutshaus in Suchodol in eins zusammenfügte“. Dennoch beobachtet er, wie die alten Gutsherrennester unaufhaltsam verschwinden, Herren und Knechte verarmen. Natal'ja, die sich immer wieder in das „Unermessliche“ fügt, blickt auf ein zerstörtes Leben zurück. Sie ist Zeugin und Opfer zugleich. Bunin, den Gor'kij 1912 als „besten Stilisten der Gegenwart“ anerkannte, hat mit diesen Erzählungen erschütternde Bilder vom Untergang des russischen Landadels und der patriarchalischen Bauernschaft entworfen.

Nur wenigen dürfte bekannt sein, dass Evgenij Zamjatin (1884–1937), der Verfasser des antiutopischen Romans *Wir* (1920), auch einer der glänzendsten Essayisten seiner Zeit war. Der Schiffbauingenieur, 1916 nach England geschickt, um den Bau von Eisbrechern für die russische Flotte zu leiten, kehrte nach dem Sturz des Zaren auf schnellstem Weg zurück, um den „schrecklich fröhlichen Winter 1917/18, in dem alles in Bewegung geriet“, zu erleben. Politisch stand er den Sozialrevolutionären nahe, die einen bäuerlichen Sozialismus propagierten. In ihrer Zeitung *Sache des Volkes* kritisierte er die bolschewistische Regierung von ähnlichen Positionen wie Gor'kij in der Artikelserie *Unzeitgemäße Gedanken im Neuen Leben*, einem liberalen Blatt, für das auch Zamjatin gelegentlich schrieb. Ein Teil seiner geistreichen Essays über die damalige Situation der russischen Intelligenz ist in Deutschland seit längerem bekannt. Einige veröffentlichte Gabriele Leech-Anspach 1967 in dem Bändchen *Morgen, andere* (darunter *Ich fürchte, Über Literatur, Revolution, Entropie und andere, Die Serapionsbrüder* oder *Vom Synthetismus*) erschienen im vierten Band der Zamjatin-Ausgabe, die der Leipziger Verlag Gustav Kiepenheuer 1991 publizierte. Jetzt brachte die Friedenauer Presse unter dem Titel *Ich fürchte . . .* den gleichnamigen Essay, das Manifest *Morgen* und Zamjatins *Erinnerungen an Blok* in der Übersetzung Peter Urbans heraus. *Morgen* (1919) ist gegen den blinden Fortschrittsglauben gerichtet und erläutert Zamjatins Grundüberzeugung, dass allein die „Ketzerei“ das Unterpfand aller Entwicklung sei und historisch auf die Unterdrückung der Massen die Knechtung der Persönlichkeit durch die Massen, danach aber die Befreiung des Einzelnen erfolgen werde. *Ich fürchte . . .* (1921) setzt diesen Gedankengang fort. Zamjatin wirft den „staatsnahen Poeten“ vor, sich dem bolschewistischen System angepasst zu haben und beflissen den „neuen Katholizismus“ zu preisen. „Wahre Literatur“ entstehe jedoch nicht, wenn wendige Autoren bei jedem Machtwechsel zu willfährigen Vollzugsbeamten werden, sie könne nur von „Tollköpfen, Aussteigern, Ketzern, Träumern, Rebellen, Skeptikern“ geschaffen werden (Urban übersetzt: „Wahnwitzige, Abtrünnige, Ketzer, Träumer, Aufständige, Skeptiker“). Zamjatin spottet darüber, dass die sowjetischen Kulturbeamten selbst an Gor'kij's relativ zahmer Satire *Rabotjaga Slovotekov* Anstoß nehmen (der Text wurde – entgegen der Behauptung

von Urban in den Anmerkungen – 1978 in der Übersetzung von Ingeborg Schröder unter dem Titel *Aktivist Phrasenkow* bei Volk & Welt Berlin veröffentlicht).

Zamjatin's *Erinnerungen an Blok* (1921/24) waren bis 1988 in der UdSSR verboten. Urban legt sie jetzt zum ersten Mal auf Deutsch vor, nennt aber leider nicht die Quelle für seine Übersetzung. Zamjatin beschreibt den – letztendlich gescheiterten – Versuch der russischen Intelligenzija, das Kulturleben trotz Revolutionsterror und Bürgerkrieg fortzusetzen. Schriftsteller wie Zamjatin, Blok, Gor'kij, Merežkovskij, Remizov, Kuprin, Gumilëv und Čukovskij, Verleger und Kritiker arbeiten daran, dem Volk wichtige Titel der Weltliteratur und die besten Werke der russischen Literatur zu erschwinglichen Preisen zugänglich zu machen. Sie wollen in einem Zyklus historischer Theaterstücke die Weltgeschichte darstellen, halten Vorträge und lesen ihre Texte vor Akademikern, Soldaten, Arbeitern und Bauern. Es gibt kaum Lebensmittel und Brennholz, vor allem aber keine „Luft zum Atmen“, wie Aleksandr Blok 1921 in seiner Puškin-Rede *Die Bestimmung des Dichters* den Mangel an Freiheit umschrieb. Blocks Verstummen im lauten Revolutionsrummel und erst recht sein Tod lösen bei Zamjatin Entsetzen, Schmerz und Wut aus:

Schuld daran sind wir – alle. Wir haben geschrieben, gesprochen – wo es nötig gewesen wäre zu brüllen, mit den Fäusten dreinzuschlagen – um Blok zu retten.

Lyrik vom Feinsten

Heute sind es häufig kleinere Verlage, die sich der internationalen Dichtung annehmen. Im Verlag der Görlitzer Galerie Klinger gibt Holger Wendland Lyrik in der *Schwarzen Reihe* heraus. Darin ist die russische Poesie bisher mit drei Autoren vertreten – Zinaida Gippius (*In Sainte Geneviève und weiter unten . . .*, 2003), David Samojlov (*Stimmen hinter den Hügeln*, 2010) und Vjačeslav Ivanov (*Des einen Kreuzes Arme sind wir zwei*, 2011). Die Übersetzungen fertigte Christoph Ferber an, der seit 1986 Italiener, Polen und Bulgaren und von den Russen Puškin, Lermontov, Tjutčev, Sologub, Brjusov und die frühe Gippius ins Deutsche übertragen hat. Zeichnungen zu den drei Bänden trugen Ulrike Beckmann, Sun Young Kim und Matthias Jackisch bei. Der Züricher Slawist Peter Brang kommentierte Gippius, Christoph Ferber Ivanov und Samojlov. Für den Mut, in unserer profitorientierten Zeit Spitzenwerke der internationalen Lyrik in kleinen gediegenen Ausgaben zu edieren, verdienen Pioniere wie Wendland größten Respekt.

David Samojlov (1920–1990) wurde in der Familie des jüdischen Moskauer Arztes Samuil Kaufman geboren. Nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die UdSSR unterbrach er sein Studium am Moskauer Institut für Philosophie, Literatur und Geschichte und ging als Freiwilliger an die Front, wo er schwer verwundet wurde. 1941 erschien ein Gedicht von ihm in der Zeitschrift *Oktjabr'* unter dem Namen David Kaufman. Mit dem ersten Gedichtband *Nahe Länder* (1958) nahm er das Pseudonym Samojlov an. Er übersetzte Lyrik aus mehreren Sprachen, am offiziellen literarischen

Leben beteiligte er sich kaum. Erst in den 1970er und 1980er Jahren erreichte Samojlovs Lyrik breitere Leserschichten. Der Dichter bewahrte seine Unabhängigkeit von der politischen Konjunktur. Seit 1976 lebte er in Pjarnu an der estnischen Ostseeküste, im Februar 1990 starb er in Tallin. Samojlovs 2002 veröffentlichtes Tagebuch, das er seit dem 14. Lebensjahr geführt hat, vermittelt Einblick in Geist und Haltung der inneren Emigration. In Deutschland gab es bisher eine einzige Ausgabe der Gedichte Samojlovs – 1979 im *Poesiealbum 145* des Berliner Verlages *Neues Leben*, ausgewählt von Gerlind Wegener, übersetzt von Uwe Grüning, Richard Pietraß, Marianne Schilow und Brigitte Struzyk. Kay Borowsky übertrug drei Gedichte Samojlovs für die mehrfach aufgelegte *Reclam-Anthologie Russische Lyrik. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*.

Mit dem Titel *Stimmen hinter den Hügeln* folgt Ferbers Auswahl Samojlovs gleichnamigem Lyrikband, der 1985 in Tallinn erschien. Sie enthält Gedichte, die zwischen 1938 und 1987 entstanden sind. An der russischen Klassik, vor allem der Leichtigkeit des Puškinschen Verses orientiert, sind sie in Wortschatz und Syntax einfach, hinter beherrschter Reflexion wird ein tragisches Lebensgefühl spürbar. Sicher findet man deshalb auch so häufig Motive der Liebe und der Nichtliebe, der Trauer und des Todes. Ferber hebt die unsägliche Mühe hervor, die Samojlov aufbringe, um „kleine, vollendete Meisterwerke, Juwelen von bestürzender, zauberhafter Tiefe, lakonische, besonnene, ehrliche, fast kindlich intonierte Gedichte“ hervorzubringen. Das trifft voll und ganz auf die bekenntnishaften Worte zu:

Mir fiel das Glück zu, ein russischer Dichter zu sein.
Mir fiel die Ehre zu, an Siegen teilzuhaben.

Mir fiel das Los zu, im Jahr zwanzig geboren zu werden,
Im verfluchten Jahr, im verfluchten Jahrhundert.

Mir fiel alles zu. Allein, auf dem großen Marsch
Fiel ich, wie ein Betrunkener, von der Fuhre.

Wie ein gefrorener Schuh liege ich nun in der Grube.
Nichts zu haben ist in Russland ein Gutes.

Vjačeslav Ivanov (1866–1949) ist in Deutschland fast ausschließlich als Kulturtheoretiker, Religionsphilosoph und Initiator des *Briefwechsels zwischen zwei Zimmerwinkeln* (1921) mit dem Literaturhistoriker Michail Geršenzon bekannt. In Russland erinnert man sich an die Diskussionsrunden, die Ivanov und seine Frau Lidija Zinov'eva-Annibal ab 1905 jeden Mittwoch im „Turm“, ihrer hochgelegenen Petersburger Wohnung am Taurischen Garten, veranstalteten. Blok, Belyj, Merežkovskij, Gippius, Achmatova, Gor'kij, Mejerchol'd, Lunačarskij und andere Intellektuelle nahmen daran teil. 1924 ließ sich Ivanov mit seiner Familie in Rom nieder. Er konvertierte zum Katholizismus, lehrte von 1926 bis 1934 in Pavia russische Sprache und moderne Literatur, übersetzte Petrarca, Dante, Leopardi, Byron, Baudelaire und Novalis. Über den Denker Ivanov, der von Nietzsche die Unterscheidung des „Dionysi-

schen“ vom „Apollinischen“ übernahm, sind Dutzende Monographien geschrieben worden, den symbolistischen Lyriker kennt man kaum. Ferber erklärt das mit der stark verdichteten, orakelhaft dunklen Sprache des Dichters, „die bei Lesern wie Kritikern nicht nur Bewunderung, sondern auch Unbehagen und Ablehnung hervorrief“. Nicht ohne Grund ist russischen Ivanov-Ausgaben oft ein Glossar der von ihm verwendeten biblischen und mythologischen Namen und Begriffe beigegeben. Ferber räumt deshalb in dem Band *Des einen Kreuzes Arme sind wir zwei* den schlichteren und verständlicheren späten Gedichten Ivanovs, darunter fünf aus dem *Römischen Tagebuch* (1944), eine Vorrangstellung ein. Aus dem Frühschaffen wählt er solche, die das poetische Grundprinzip des Symbolisten erkennen lassen, aber „ohne lexikalische und gedankliche Exzesse auskommen“. Der zum Nachdenken zwingende Buchtitel stammt aus dem Sonett *Die Liebe* (vor 1903). Ivanov widmete seine frühen Gedichte dem Philosophen Vladimir Solov'ëv, der seinen Versen den Weg bahnte, dem Schriftsteller Aleksej Remizov, dessen metaphorischer Stil ihn beeinflusste, Lidija Berdjaeva, der Frau des Philosophen Nikolaj Berdjaev, oder Aleksandra Čebotarevskaja, der Frau des Dichters Fëdor Sologub. Ivanovs Lyrik bringt in einzigartiger Weise das Lebensgefühl jenes Teils der russischen Intelligenz zum Ausdruck, der seine geistigen Wurzeln in der griechischen Antike und im Christentum fand. Programmatisch ist das Sonett *Die Sprache*, geschrieben 1927, am Sterbetag Puškins (dem 10. Februar), im Original nach dem Schema a-b-b-a, a-b-b-a, a-b-a, a-b-a gereimt. Es enthält zahlreiche Symbole, die generell Ivanovs Texte prägen:

Seine Sprache ist für den Sänger die Erde der Heimat,
In ihr ruht ein einzigartiger Schatz,
Und wenn der Eichenwald flüstert,
Zaubert sie ihm Lieder vom Himmel.

Der Empfängnis harrt, wie vor Zeiten, die Tiefe,
Und der Geist kreist über ihr,
Und in die Süße der Weintrauben
Fließt des Erdinneren Kraft.

Verherrlicht flackert und tönt
Mit dem Echo der fern klingenden Sphären
Im Licht des Verstandesfeuers der Urstoff.

Feiert Hochzeit, wie die Kohle, die das Sonnenlicht
Im Diamanten einschließt, ist Vorbote
Der Geist bringenden Schöpfung.

Der Blick über den Tellerrand der Nationalliteratur hinaus kennzeichnet auch den *Leipziger Literaturverlag*, der das Verlegen als eine kulturverbindende Aufgabe betrachtet. Seine Reihe *neue lyrik* umfasst schon 50 Bände. Darin ist die russische Poesie mit Gennadij Ajgi, Leonid Aronzon, Sergej Birjukov, Nina Chabias, Sergej Esenin und Vjačeslav Kuprijanov vertreten. Jetzt erschienen Gedichte aus den Jahren 1913-1939 von **Marina Cvetaeva** (1892–1941), ausgewählt und übertragen von Erich

Ahrndt. Cvetaeva nimmt unter den russischen Dichtern des 20. Jahrhunderts eine Sonderstellung ein. Sie war mit Andrej Belyj und Osip Mandel'stam befreundet, schätzte Aleksandr Blok, Anna Achmatova und Vladimir Majakovskij, schloss sich jedoch weder den Symbolisten noch den Akmeisten oder den Futuristen an. 1922 verließ sie mit ihrer Tochter Ariadna Sowjetrussland, traf in Berlin ihren Mann Sergej Ėfron, der auf Seiten der Weißen am Bürgerkrieg teilgenommen hatte, und folgte ihm nach Prag, wo Ėfron ein Studium aufnahm. In Mokropsy bei Prag entstand 1923 der Zyklus *Der Dichter*. Anlass war die Veröffentlichung einer Rezension des Kritikers Aleksandr Bachrach über Cvetaevas Gedichtband *Handwerk* (1923) in einer Berliner Emigrantenzeitung. Cvetaeva war Bachrach dankbar dafür, dass er sie nicht „Dichterin“ („ein Wort, das für mich nur halbe Achtung ausdrückt“), sondern „Dichter“ genannt hatte. Damit habe er dem „WESENTLICHEN“ Beachtung geschenkt – dass sie in einer „Welt nach Maß“ ein „Handwerker“ sei, der „Kant auf den Kopf stellt“. Die Rebellion gegen eine „Welt nach Maß“ prägte das gesamte Leben und die Dichtung Cvetaevas.

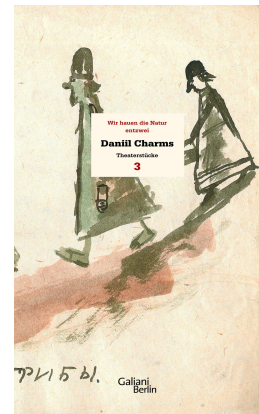
1980 erschien eine Gedichtauswahl bei *Volk & Welt* Berlin unter dem Titel *Maßlos in einer Welt nach Maß*. Erich Ahrndt übersetzt diese Worte anders: *Mit diesem Unmaß in Maß der Welt*. Für seine Sammlung hat er 62 Gedichte ausgewählt. Die frühen Verse verblüffen häufig durch den krassen Stimmungswandel. Die gerade 22 Jahre alte Cvetaeva spricht von Vergängnis, Tod, Grab und Friedhof, im selben Augenblick ruft sie den Leser auf, nicht Trübsal zu blasen und seinen heiteren Sinn zu bewahren. In den Gedichten, die sie an Sergej Ėfron richtet, ist sie ganz diesseitig, heiter und stolz: „Ich trage seinen Ring – schaut alle her!“ Sie jubiliert: „Dein Name – ein Kuss in den Schnee.“ Sie will in Baumstämme ritzen, „dass es wahr sei, nicht gelogen, dass ich dich liebe! liebe! immerdar!“ Ahrndt stellt mit seiner Auswahl eine sehr menschliche Cvetaeva vor – „Dichter“ zwar, wie sie immer wieder betont, aber auch Mutter, Frau, Geliebte, Verlassene, Geborgenheit Suchende. Aus manchen Texten, scheint es, holt Ahrndt mehr heraus als seine Vorgänger, so etwa aus dem kurz nach der Emigration entstandenen Gedicht *Morgenrauen über den Schienen* (in der Übertragung von Richard Pietraß 1980 *Morgendämmerung überm Gleis*). Wo Cvetaeva in der ersten und neunten Strophe die Zeile *Rossiju vosstanavlivaju* beschwörend wiederholt, übersetzt Ahrndt: [Will ich] „das alte Russland neu erschaffen“ bzw. „Will ich mir Russland neu erschaffen!“ Es lohnt sich wirklich, der neuen Übertragung von Cvetaeva-Gedichten sein Ohr zu leihen. Sie gibt selbst so bekannten Versen wie den *Strophen an meinen Sohn* (1932) einen neuen Klang:

Der Stadt, dem Dorf nicht zu,
 Mein Junge – nein, zieh du
 In deins, ins Gegen-Land
 Zu allen! Dahin, wo *Zurück*
 Ist Vorwärts – dir, der du kein Stück
 Der alten Rusj gekannt . . .

Absurde Bilder einer absurden Welt

Galiani Berlin hat die prächtige, von Vladimir Glocer und Alexander Nitzberg betreute Edition der *Werke* von **Daniil Charms** (1905–1942) innerhalb von zwei Jahren abschließen können – eine beachtliche Leistung. Die materialreichen, auf der Grundlage der neuesten russischen Ausgaben übersetzten vier Bände bestätigen eindrucksvoll, dass die Leningrader Oberiuten „nicht nur Schöpfer einer neuen poetischen Sprache, sondern auch Begründer einer neuen Wahrnehmung des Lebens und seiner Gegenstände“ waren, wie es in der Deklaration der OBERIU (Vereinigung für Reale Kunst) von 1928 heißt. Charms, der führende Kopf dieser avantgardistischen Bewegung, der in seiner Heimat bis Ende der 1960er Jahre verboten war, brauchte im deutschsprachigen Raum drei weitere Jahrzehnte, um sich durchzusetzen. Peter Urban, dessen Nachschöpfungen bei *Fischer*, *Haffmans*, der *Friedenauer Presse* und der *Edition Korrespondenzen* herauskamen, auch Ilse Tschörtner, die Charms für *Volk & Welt* übertrug, hatten großen Anteil daran. Alexander Nitzberg als Herausgeber, Übersetzer und Kommentator der *Galiani*-Ausgabe sowie der Übersetzerin Beate Rausch gebührt das Verdienst, dem Leser jetzt endlich eine von akademischem Schnickschnack befreite, mit Verve und Mut zu Direktheit übertragene, nahezu vollständige Werkausgabe in die Hand gegeben zu haben.

Charms ist nicht nur der Erzähler und Lyriker, den die ersten beiden *Galiani*-Bände¹ vorgestellt haben, sondern auch ein Dramatiker, der einen gewichtigen Beitrag zum russischen Theater des Absurden geleistet hat. Seine Stücke *Elizaveta Bam* und *Die Komödie der Stadt Petersburg* sowie einige Dialogszenen hat Peter Urban schon vor längerer Zeit übersetzt. Nun hat Alexander Nitzberg seine Version der Theaterstücke unter dem typischen OBERIU-Titel *Wir hauen die Natur entzwei* herausgebracht. Der Band enthält vier Abteilungen – das Paradestück *Elizaveta Bam*, Stücke und Szenen für Kinder, an der Spitze das Puppenspiel *Zirkus Šardam*, Szenen in Prosa und Szenen in Versen. Der Herausgeber hat sich das Ziel gesetzt, „das dramatische Œuvre von Daniil Charms in seiner ganzen Bandbreite vorzustellen“, d.h. alle Texte zu publizieren, „die in Rollen verteilt sind“, vor allem wenn sie darüber hinaus auch noch Regieanweisungen aufweisen und als „potenzielle Theaterarbeiten“ angesehen werden können. Nitzberg hat sie noch einmal ins Deutsche übertragen, etliche Szenen auch zum ersten Mal übersetzt. Lediglich die fragmentarische *Komödie der Stadt Petersburg* hat er nicht in seine Auswahl einbezogen, weil sie durch ein verwirrendes „freizügiges Spiel mit Zitaten aus der russischen Klassik“ überfrachtet sei.



¹ Daniil Charms: (1) Trinken Sie Essig, meine Herren! Prosa. Aus dem Russischen übersetzt von Beate Rausch. (2) Sieben Zehntel eines Kopfs. Gedichte. Übersetzt und herausgegeben von Alexander Nitzberg. Berlin: Galiani 2010.

In der OBERIU-Deklaration wird die Machart solcher Theaterstücke erläutert:

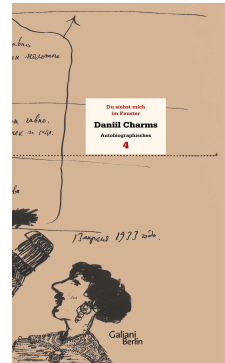
Wenn Sie zu uns kommen, vergessen Sie alles, was Sie in allen anderen Theatern zu sehen gewohnt waren. Mag sein, dass Ihnen vieles unsinnig vorkommt [. . .]. Sie suchen nach der gewohnten logischen Gesetzmäßigkeit, die Sie im Leben zu sehen meinen. Aber Sie finden sie nicht. Warum nicht? Weil der Gegenstand und die Erscheinung, aus dem Leben auf die Bühne übertragen, ihre „Lebens“-Gesetzmäßigkeit verlieren und eine andere – die des Theaters – gewinnen.

Charms bezeichnete dieses Theatergesetz, im Gegensatz zur formalen Logik der Wissenschaft und dem „gesunden Menschenverstand“, als „cisfinite Logik“. Mit ihr deckte er im vermeintlich Normalen und Alltäglichen das Absurde auf, ähnlich wie die Futuristen, die Dadaisten oder die Maler Kazimir Malevič und Pavel Filonov. Ein Musterbeispiel seines absurden Theaters, wie es später im Westen von Samuel Beckett (*Warten auf Godot*, 1953) und Eugène Ionesco (*Die Nashörner*, 1960) kreiert wurde, war *Elizaveta Bam* (1927). Das Stück wurde im Januar 1928 im Rahmen des Programms „Drei linke Stunden“, einer Performance aus Lyrik, Theater und Filmkunst, aufgeführt. Elizaveta Bam weiß nicht, was sie getan hat, als Ivan Ivanovič und Pëtr Nikolaevič auftauchen, um sie zu verhaften, der eine auf Krücken, der andere mit verbundener Wange. Elizaveta stellt sie ihren Eltern als „Gaukler“ vor, und so verhalten sie sich auch. Pëtr Nikolaevič berichtet, er habe einst mit Mäusen und Kakerlaken in einem Häuschen gewohnt, in das Elizaveta eingedrungen sei. Bei dieser Gelegenheit hätte sie den Hausherrn ermordet, behauptet Ivan Ivanovič. Beständig wechseln die Figuren ihre Identität. Handlung und Dialoge nähern sich mehr und mehr dem Nonsensbereich. Am Ende sieht Elizaveta, die sich nach wie vor keiner Schuld bewusst ist und nicht fliehen kann, in der Ferne das Häuschen auf dem Berg, darin Kakerlak Kakerlakovič im Hemd mit rotem Kragen, die Axt in der Hand. Die Sowjetpresse wertete das Stück als Produkt der „Konterrevolution“ und Angriff auf die „Diktatur des Proletariats“.

Zirkus Šardam (1935) entstand im Auftrag des Leningrader Marionettentheaters. Charms arbeitet in dem Stück mit Situationskomik und Slapstickelementen. Nitzberg hat die Namen der Akteure eingedeutscht. Der Kunstreiter Lepëchin heißt Fladenbrot, der Luftakrobat Volodja Kablukov Fritzchen Schustermann, die Dompteuse Matil'da Derdidis Mathilde Käßkäße, der Kraftmensch Ogurcov Sauergurk. Vertunov (jetzt Wendehals) möchte unbedingt im Zirkus auftreten und bringt den Direktor mit seinen Rollenangeboten (er könne fliegen, wie ein Hund bellen, auf einem Bein stehen, grunzen, wiehern, wie eine Fliege schwirren, wie ein Ziegenbock hopsen, singen oder Kopfstand machen) zur Verzweiflung. Der Direktor wird ohnmächtig und zerschlägt mit dem Kopf ein Aquarium, sodass der Zirkus unter Wasser steht. Alle Figuren des Stücks schwimmen auf der Bühne umher, doch niemand ertrinkt, weil alle „aus Holz sind“. Nachdem der sozialistische Realismus 1934 zur Staatsdoktrin erklärt worden war, wurden Jux und Clownerie im Theater nicht mehr geduldet. Das Stück wurde nach der ersten Aufführung abgesetzt, der Text konnte in Russland erst 1992 gedruckt werden.

Zu den *Szenen in Prosa* gehört das Lehrstück *Der Sündenfall oder die Erkenntnis von Gut und Böse* (1934). Es spielt im Garten Eden. Während Adam Himbeeren sammeln geht, nähert sich Meister Leonardo, schmätzt Adam, preist Evas Schönheit und verspricht ihr die Liebe. Eva reitet auf seinen Schultern durch den Garten, beißt auf seinen Rat in den Apfel vom Baum der Erkenntnis und nötigt Adam, das Gleiche zu tun. Beide erkennen ihre Nacktheit und werden von der in der Kirche wohnenden „Figura“ aus dem Garten verwiesen. Bei Charms ist Eva nicht die passive „Rippe“ Adams, sondern eine neugierige und unternehmungslustige Frau. Sie flirtet mit Leonardo, macht sich zu seiner Komplizin. Die Erkenntnis, dass sie nackt ist, löst kein Schamgefühl aus, sondern weckt erotische Wünsche. Dem Ausweisungsgebot setzt sie ein trotziges „Wir gehen nirgendwohin“ entgegen.

Autobiografisches. Du siehst mich im Fenster, der vierte *Galiani*-Band mit Auszügen aus Notiz- und Tagebüchern, Briefen und Traktaten, übersetzt von Beate Rausch, rückt die Person Charms in den Mittelpunkt – den genialen, aber von Selbstzweifeln gequälten Dichter, den philosophischen Querdenker, den extravaganten Bohemien und den sinnenfreudigen Genussmenschen. Für Dichter wie ihn war in Stalins Imperium kein Platz. Um 1937 ist selbst das bisschen Literatur, das bis dahin in der UdSSR möglich war, in Frage gestellt. Mehrere Mitarbeiter des Kinderbuchverlags und der Kinderzeitschriften *Igel* und *Zeisig* werden als „Volksfeinde“ verhaftet und erschossen. Charms notiert:



Für mich ist eine noch schrecklichere Zeit angebrochen. Beim Kinderbuchverlag haben sie irgendwelche Gedichte von mir zum Vorwand genommen und angefangen, gegen mich zu hetzen. Sie drucken mich nicht mehr. Sie zahlen mir kein Geld aus . . . Ich spüre, dass da irgendwas Böses im Busch ist. Wir haben nichts zu essen. Wir hungern schrecklich.

Ende Oktober 1937 kommt er zu dem Schluss, dass man das Leben nur noch in seiner „absurden Erscheinungsform“ darstellen könne. Dabei wollte Charms, wie er einmal an die Schauspielerin Klavdija Pugačëva schrieb, „ein Schöpfer der Welt“ sein, „etwas Neues erschaffen“. Nie war er der Narr, für den ihn manche hielten. Doch für den totalitären Staat waren seine Texte gefährlich. Im August 1941 wurde er zum zweiten Mal verhaftet – wegen Verbreitung „defätistischer Stimmungen“. Am 2. Februar 1942 starb er in der Psychiatrie des Leningrader Gefängnisses „Kresty“.

Abrechnung mit der Vergangenheit

Endlich liegen **Varlam Šalamovs** (1907–1982) erschütternde *Erzählungen aus Kolyma* vollständig auf Deutsch vor. Der Berliner Verlag *Matthes & Seitz* gab mit Unterstützung der Slawistin Franziska Thun, die die Edition als Herausgeberin und Kommentatorin betreut, alle sechs Zyklen der Lagerprosa Šalamovs im Verlauf weniger

Jahre in vier Einzelbänden heraus – 2007 *Durch den Schnee*, 2008 *Linkes Ufer*, 2010 *Künstler der Schaufel* und 2011 *Die Auferstehung der Lärche*. Šalamov, der Sohn eines orthodoxen Geistlichen, kam mit siebzehn aus der Provinzstadt Vologda nach Moskau, um „Sowjetisches Recht“ zu studieren und Dichter zu werden. Beides gelang ihm nicht. Der wissbegierige und kritisch urteilende Jüngling wurde 1929 wegen „konterrevolutionärer Agitation“ zu drei Jahren Lagerhaft verurteilt, die er im Nordural absaß. 1937 wurde er wegen „konterrevolutionärer trotzkistischer Tätigkeit“ ins Arbeitslager Kolyma gesteckt und dort 1943 mit weiteren zehn Jahren Haftverlängerung bestraft, weil er Bunin als „russischen Klassiker“ bezeichnet hatte. Als Goldgräber, Holzfäller und Feldscher leistete er Fronarbeit. 1951 wurde die Haftstrafe aufgehoben, doch Šalamov durfte erst 1956, nach der offiziellen Rehabilitierung, nach Moskau zurückkehren. Kolyma, die großflächige Lagerregion im Nordosten Sibiriens, der „Pol der Grausamkeit“, genauer gesagt, die Fähigkeit des Menschen, diese grässliche Welt des Todes auszuhalten, wurde sein Thema. Er suchte sich von Aleksandr Solženicyn und dem *Archipel GULAG* abzusetzen, wollte eine „neue Prosa“ schreiben. Deren Autor dürfe nicht nur Zeuge, sondern müsse ein unmittelbar Betroffener, mit Haut und Haar Mit-Leidender sein, sein Text ein Dokument, das die „Wahrheit der Wirklichkeit“ in ihrer Undurchschaubarkeit und Unberechenbarkeit transportiert und erkennen lässt, dass das Lager eine „negative Schule“ ist. Von 1954 bis 1973 schrieb Šalamov 155 Erzählungen aus Kolyma, die er sechs Zyklen zuordnete.

Warlam Šalamow

Die Auferweckung der Lärche
Erzählungen aus Kolyma 4



Die Auferstehung der Lärche, der fünfte Zyklus, umfasst 30 Erzählungen aus den Jahren 1965/67. Momente der Rückkehr ins Leben bilden ihre thematische Achse. *Der Handschuh*, der sechste und letzte Zyklus, besteht aus 21 Erzählungen, von denen die meisten 1970/73 entstanden sind. Hier wird das Lager in der Regel schon aus der Perspektive des Zurückgekehrten gesehen. In der Titelgeschichte schreibt Šalamov über die Haut seiner Hände, die Zeugnis ablegen über die Vergangenheit, nachdem die Wachtürme abgesägt, die Baracken dem Erdboden gleichgemacht, die Stacheldrahtrollen an andere Orte gebracht wurden. An der Kolyma war die Haut, der Handschuh des an Pellagra erkrankten Häftlings, blutig gerieben vom Brecheisen und dem Schaufelgriff, unfähig, die Grausamkeiten auf dem Papier festzuhalten. 1972, als die Erzählung entsteht, verlangt Šalamov von der wie durch ein Wunder nachgewachsenen Haut, dass sie keinen Deut von der Lagerwahrheit abweiche. Bittere Erfahrung habe die Maxime seines Lebens geprägt, durch die er sich von allen russischen Humanisten unterscheide:

Als erstes muss man die Ohrfeigen zurückgeben und erst an zweiter Stelle die Almosen. An das Böse sich vor dem Guten erinnern. An alles Gute sich hundert Jahre erinnern, an alles Schlechte – zweihundert.

Die letzte Erzählung des Zyklus heißt *Riva-Rocci*. So wurde ein Apparat zur Blutdruckmessung genannt, den Šalamov 1953 bekam, als er bereits als freier Feldscher arbeiten durfte. Die Geschichte, die einen tiefen Einblick in das schreckliche Lager-

Universum an der Kolyma gibt, zeigt, wie der *dochodjaga* (Häftling, der dem Tod näher ist als dem Leben) sein Selbstbewusstsein wiedergewinnt, sich wieder als Mensch fühlt. Sie endet mit dem Satz: „Drei Monate später war ich in Moskau.“

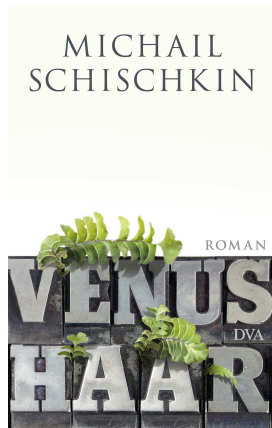
Eine ganz andere Form der Abrechnung mit der Vergangenheit wählt **Andrej Kurkov** (*1961). Er gilt im Westen als einer der wichtigsten russischsprachigen ukrainischen Schriftsteller der Gegenwart, ist hingegen in der Ukraine und in Russland wenig bekannt. In der Nähe von Leningrad geboren, lebt Kurkov seit seiner frühesten Kindheit in Kiev. Dort absolvierte er eine Ausbildung als Fremdsprachenlehrer und Übersetzer, war Zeitungsredakteur und Kameramann. Nach dem Ende der Sowjetunion veröffentlichte er rund 20 Prosabände sowie Drehbücher für Spielfilme und Fernsehproduktionen. Auf Deutsch erschienen sechs Romane und ein Erzählungsband in Zürich bei *Diogenes*. Kurkov verwendet die Stilmittel des Krimis, der Fantasy und des Abenteuerromans, liebt überraschende Verfremdungseffekte, Ironie, schwarzen Humor und Satire, das Absurde, Paradoxe und Groteske.

Der Roman *Der wahrhaftige Volkskontrolleur*, von Kerstin Monschein für den Innsbrucker *Haymon Verlag* übersetzt, ist der erste Teil der Trilogie *Die Geographie des einsamen Schusses*. Er kam zusammen mit den Teilen *Das Schicksal des Papageis* und *Die Kugel fand den Helden* 2003 in Char'kov heraus. Protagonist ist der Bauer Pavel Dobrynin, der auf einer Kolchosversammlung zum „Arbeitskontrolleur auf Lebenszeit für die ganze Sowjetunion“ gewählt wird. Er bekommt eine Dienstwohnung in Moskau, in der ihm eine „dienstliche Ehefrau“ sowie alle Werke der „Klassiker“ zur Verfügung stehen. Michail Kalinin, von 1923 bis 1946 formelles Staatsoberhaupt der UdSSR, erläutert ihm seine Aufgaben. Anschließend fliegt Dobrynin nach Jakutien und deckt die Verbrechen von Funktionären auf, die ihre Macht missbrauchen. Bei der GPU lernt er die „Überprüfung der Treue“ und die „Überprüfung der Willenskraft“ kennen, Methoden, mit denen die Loyalität der Menschen getestet wird. Auf weiteren Handlungslinien des Romans agieren einige seltsame Figuren - ein Engel, der in der Sowjetunion nach „Gerechten“ sucht und sich nicht davon überzeugen lassen will, dass der Mensch auch ohne Seele auskommt, der Papagei Kuz'ma, der gern Gedichte vorträgt, ein Schuldirektor, der daran glaubt, dass Lenin auf einer grünen Wiese weiterlebt, und eine Kugel, die sich selbständig macht und todsicher ihr Opfer findet. Gewiss, in einer Satire ist alles erlaubt, doch das Lachen, mit dem Kurkov in diesem Buch von der sowjetischen Vergangenheit Abschied nimmt, wirkt eher bedrückend als befreiend und bleibt dem Leser buchstäblich im Halse stecken.



Endlich wieder große Romane

Sie sind auf dem deutschen Buchmarkt seltener geworden – die großen Romane aus Russland, die den Leser in ihren Bann ziehen wie die Werke von Gogol´ und Gončarov, Tolstoj und Dostoevskij, von denen Thomas Mann sagte, sie gehörten zu den unsterblichen Werken der Weltliteratur. Dabei ist der anspruchsvolle Roman auch in der russischen Gegenwartsliteratur präsent, nur dass er nicht immer in Moskau oder Petersburg entsteht, sondern häufig in New York, Frankfurt oder Zürich.



Michail Šiškin (*1961) lebt seit 1995 in der Schweiz und hat dort Romane verfasst, mit denen es ihm gelang, der russischen Literatur jene Weltgeltung zurückzuerobern, die sie im 19. Jahrhundert mit den genannten Autoren oder im 20. Jahrhundert mit Bulgakov und Nabokov besaß. *Die Eroberung Izmails* wurde 2000 mit dem russischen Bookerpreis ausgezeichnet, *Venushaar* 2005 mit dem Preis *Nationaler Bestseller*. In Deutschland hat es sehr lange gedauert, bis Šiškin für den Roman *Venushaar* mit der *Deutschen Verlags-Anstalt* in München den ersten Verleger und mit Andreas Tretner einen hervorragenden Übersetzer fand. Šiškins Figuren bewegen sich in einer universalen Welt der Kultur, die keine geographischen und nationalen Grenzen kennt. Das gilt auch für die zentrale

Figur von *Venushaar*. Der Dolmetsch (*tolmač*), ein gebürtiger Russe, lebt in der Schweiz, hilft der Kantonspolizei im Auffangzentrum Kreuzlingen, der „Flüchtlingskanzlei des Ministeriums für Paradiesverteidigung“, bei der Befragung von Asylbewerbern. Er übersetzt die Fragen des kaltherzigen Beamten „Petrus“ nach den Gründen für den Asylantrag und die Antworten der osteuropäischen „Gesuchsteller“, die im „Paradies“ leben möchten und phantastische Geschichten erfinden, damit ihnen Einlass gewährt wird. Jede Geschichte handelt von Menschen, die durch die Katastrophen des 20. Jahrhunderts entwurzelt wurden. Ihre Aussagen wabern nach der Arbeit im Kopf des Dolmetsch weiter und multiplizieren sich bis zur Unendlichkeit. Der Dolmetsch speichert sie und wird zum Generator neuer Geschichten. Der Autor vergleicht diese Tätigkeit mit der des florentinischen Malers Luca Signorelli, der die Fresken *Auferstehung des Fleisches* im Dom zu Orvieto schuf:

Aus dem Nichts, aus der Leere des Raumes, aus dem grauen Putz, aus dem dichten Nebel, aus einer Fläche Schnee, aus dem weißen Blatt Papier tauchen plötzlich Menschen hervor, erstehen lebendigen Leibes, und dies, um für immer zu bleiben . . . Und wo die Dimensionen aufeinanderstoßen, kippen die Wand, der Schnee, der Nebel, das Papier in die Zeit.

Der Dolmetsch generiert weitere Handlungsstränge, erzählt von der Schulzeit in Moskau und der Lehrerin Galina Petrovna, von der Ehe mit Izol'da und der Geburt des Sohnes, vom späteren Leben in der Einzimmerwohnung gegenüber dem Friedhof, von der Reise nach Rom und dem Versuch, die Ehe zu retten, die an seiner Eifersucht

gegenüber einem Toten (Izol'das verunglücktem ersten Mann Tristan) scheitert. Der Dolmetsch schreibt Briefe an seinen Sohn, der ihm lustige Zeichnungen schickt und es cool findet, dass er von zwei Vätern Weihnachtsgeschenke erhält. Unversehens schleichen sich in diese Briefe haarsträubende Asylantenschicksale ein. In der Freizeit liest der Dolmetsch Xenophons *Anabasis*, den Bericht über den Feldzug des Kyros gegen seinen Bruder Artaxerxes und den Rückzug des griechischen Heeres bis an das Schwarze Meer. Xenophons Text vermischt sich mit der Asylantenbefragung, der Familiengeschichte und den Briefen an den Sohn. Aus der Erinnerung an den ersten Auftrag, den der junge Moskauer Schriftsteller von einem Verlag bekam, erwächst die Geschichte der Romanzensängerin Izabella Jur'eva, deren Tagebuch den Ablauf eines privaten russischen Frauenlebens, Liebe, Eifersucht und Verrat, in der Epoche der Kriege, Revolutionen und Terrorprozesse schildert.

Šiškin baut keine lineare Handlung auf, er bedient sich der „Matrěška“-Komposition, die schon Nabokov favorisiert hat. *Venushaar* ist ein Großtext, in dem fünf Texte wie russische Holzpuppen ineinander stecken – die Dialoge mit den Gesuchstellern, die Bruchstücke der Vita des Dolmetsch, die Vaterbriefe, Xenophons *Anabasis* und das Tagebuch der Sängerin. Jeder Text enthält Teile der anderen. Dazu kommen zahllose direkte oder versteckte Zitate aus bekannten und unbekanntenen Werken der Weltliteratur. Andreas Tretners Anmerkungen zum Roman verweisen auf die Bibel, Mythen und Märchen, Werke der griechischen und lateinischen Klassiker, Krimi- und Fantasy-Autoren, Puškin, Lermontov, Gogol', Dostoevskij, Tolstoj, Čechov, Esenin, Brodskij und weitere Quellen. „Matrěška“-Komposition und Intertextualität prägen die polyphone Erzählweise des Romans, die am Ende in ein kaum noch differenzierbares Stimmenorchester, ein erzählerisches *Tutti*, übergeht. Nicht ohne Grund sagt Galina Petrovna zum Dolmetsch, er sei ein großer Wirtkopf, bringe alles durcheinander, werfe alles in einen Topf. *Venushaar*, 2002/04 in Zürich und Rom geschrieben, ist ein Hymnus auf die Allmacht des Wortes. Šiškin vergleicht das Dichterwort mit dem Venushaar aus der Gattung der Frauenhaarfarne, das „durch alle Leinwände stößt“ und „jeden Marmor bricht“.

Seit fast einem Jahrzehnt ist **Vladimir Makanin** (*1937) bei *Luchterhand* in guten Händen. In der exzellenten Übersetzung von Annelore Nitschke brachte der Münchener Verlag 2003 den Roman *Underground oder Ein Held unserer Zeit*, 2005 den Erzählungsband *Der kaukasische Gefangene*, 2008 den Roman in Novellen *Der Schreck des Satyr beim Anblick der Nymphe* und 2011 den Roman *Benzinkönig* heraus. Makanin, schon in den 1970er Jahren einer der produktivsten, unkonventionellsten und im Ausland anerkannten Schriftsteller der UdSSR, hat auch nach dem Ende der Sowjetunion die Entwicklung der russischen Erzählprosa nachhaltig mitbestimmt. Mit *Benzinkönig* greift er das Thema der Tschetschenienkriege unter einem provokativen Aspekt auf – Krieg als „Business“ mit Freund und Feind. Aleksandr Sergeevič Žilin, der Romanprotagonist, erkennt, dass in der postsowjetischen Welt alles zur Ware geworden ist, vorteilhaft verkauft oder getauscht werden kann. 1991, als Džochar Dudaev, damals noch General der Sowjetarmee, die Tschetschenische Republik Itschkeria ausruft und sich zu ihrem Präsidenten macht, baut Žilin als Major der Ingenieurtruppen in Groznyj Häuser. Als die Losung „Russens nach Hause“ an den Wän-

den prangt, soll Žilin ein Lager mit Waffen und Treibstoff bewachen, – ein Himmelfahrtskommando in der chaotischen Zeit. Unerwartet eröffnet sich dem Major eine vielversprechende Perspektive. Dudaev wird sein erster „Kunde“, verlangt Schützenpanzer, Waffen und Patronen und bezahlt sie mit grünen Dollarscheinen. Jovial rät er Žilin, sich mit dem Geld am Wolgastrand ein Haus für den Ruhestand zu bauen. Žilin spürt sein marktwirtschaftliches Talent und nutzt seine Chance: „Biete an und verkaufe.“ Der mächtige Gott Asan brauche Blut, hatten die Tschetschenen früher gesagt, seit sie Žilin den Namen Asan gaben, wandelten sie den Spruch ab: „Asan braucht Geld.“ Während des ersten Tschetschenienfeldzugs (1994/96), erst recht danach, als „eine Art Frieden“ gemacht wird, und im zweiten Krieg, der 1999 beginnt, avanciert Žilin zum „Benzinkönig“, der jeden, der bezahlen kann, mit dem dringend benötigten Treibstoff beliefert. Jedes zehnte Fass gehört ihm. Obwohl Žilin den Krieg absurd findet, begreift er, „dass Korruption hundertmal besser ist als das Chaos“, entwickelt „Privatinitiative“, lernt das „Business“, schafft „Grundvoraussetzungen für marktwirtschaftliche Beziehungen“, nimmt Geld und Naturalien. Den Hausbau am „großen russischen Fluss“ leitet er mit dem Funkgerät in nächtlichen Gesprächen mit seiner Frau. Bald agiert ein ganzes Trio. Stabsmajor Gusarcev, Žilins Freund, verkauft Waffen an die Föderalen, die sie postwendend an die Rebellen verhöckern. Bauleiter Ruslan, der auch ein Haus für seine Familie baut, fragt nicht danach, ob sein Benzin den Föderalen, den Rebellen oder den Bergbauern zugute kommt. Hauptsache das „Business“ floriert. Tausch, Handel und Sklavenarbeit blühen auf, Benzin gegen Geld, Geld gegen Fladenbrot, eine Kolonne russischer Soldaten, die in der Falle sitzt, gegen eine Kolonne Rebellen, die eine Höhe besetzen will. Mit Geld werden gefangene Soldaten und in Geiselhaft genommene Zivilisten freigekauft. Žilin greift Versprengte und Deserteure auf, die ihre „Schuld“ in seinem Treibstofflager abarbeiten dürfen, bevor er sie – mit väterlichen Ermahnungen und einer „gesäuberten“ Biographie – in ihre Einheiten zurückbringt. Während solch einer Aktion, bei der er nebenbei „ein Geschäft abwickelt“, trifft ihn der zufällig ausgelöste Schuss eines seiner Schützlinge.



Der *Benzinkönig* fand nicht nur Zustimmung. Arkadij Babčenko, Teilnehmer am Tschetschenienkrieg und Autor der Prosabände *Die Farbe des Krieges* und *Ein guter Ort zum Sterben*, warf Makanin vor, er hätte es mit der Detailtreue nicht so genau genommen und „statt eines Kriegsr Romans eine Fantasy“ geschrieben. Babčenko übersah, dass es im *Benzinkönig* nicht um die „Schützengrabenwahrheit“ geht. Vielmehr ist Makanin dem Verfremdungsprinzip treu geblieben, das er bereits in dem Roman *Underground oder Ein Held unserer Zeit* angewandt hat. Er erzählt auf Lücke, verschränkt die Zeitebenen, variiert die Stimmen und Perspektiven. So tritt Žilin mal als direkt betroffenes „Ich“, mal als distanzierter Beobachter des Geschehens auf. Der Leser

muss erkennen, dass der Protagonist mit dem Vor- und Vatersnamen Aleksandr Sergeevič auf Puškin verweist und mit dem Nachnamen Žilin auf den gleichnamigen Helden aus Lev Tolstojs Erzählung *Der Gefangene im Kaukasus*. Gerade diese Anspielungen auf die Klassik verdeutlichen, dass es Makanin nicht um eine detailgetreue

Beschreibung des Kaukasuskonflikts geht. Er hat die Matrix der russischen Kriegsprosa verändert, um die angeschlagene Gesellschaft als Ganzes ins Bild zu holen. Keimte in der Erzählung *Der kaukasische Gefangene* noch ein Fünkchen Hoffnung auf, die Welt könnte (wie Fürst Myškin in Dostoevskijs Roman *Der Idiot* mutmaßt) „durch Schönheit gerettet“ werden, sagt ein Soldat mit bitterem Sarkasmus zu dem sterbenden Žilin:

Schau dieses Wäldchen an. Diese von den Soldaten bepissten Berge. Schön?
Und wie schön. Aber null Sinn? . . .

Debüt-Prosa

Der Band *Das schönste Proletariat der Welt* aus dem *Suhrkamp Verlag* stellt sechs junge Erzähler aus Russland vor. Sie wurden zwischen 1976 und 1986 geboren, in den lähmenden Jahren der Stagnation oder zu Beginn der Perestrojka. Als sie die ersten literarischen Erfahrungen machten, waren beide Entwicklungsetappen ihres Landes bereits Geschichte. Aber das Schreiben war nicht einfacher geworden. Hatte man in der Sowjetzeit der Partei zum Munde reden oder sich auf den gefährlichen Bahnen des *Sam-* und *Tamizdat* bewegen müssen, blieb man in der neuen Zeit häufig auf seinen Manuskripten sitzen, vor allem dann, wenn man aus der Provinz kam, keinen Sponsor fand und von den hauptstädtischen Medien nicht zur Kenntnis genommen wurde. Dieses Schicksal traf auch die Autoren des vorliegenden Bandes – Alisa Ganieva (Machatschkala/Moskau), Polina Kljukina (Perm'), Aleksej Luk'janov (Solikamsk), Denis Osokin (Kazan'), Valerij Pečejkin (Taschkent) und Igor' Savel'ev (Ufa). Sie sind Träger des *Debüt-Preises*, der in Russland seit 2000 jährlich an Autoren verliehen wird, die unter 25 sind. Sie schreiben, wie es im Vorwort heißt, „die aufrichtigste Literatur, die Russland seit dem Oktoberumsturz 1917 hervorgebracht hat“. Drei von ihnen machten 2011 eine Lesereise durch Deutschland.

Alisa Ganieva (*1985), die nach dem Studium am Moskauer Gor'kij-Institut für einige renommierte Zeitschriften als Literaturkritikerin arbeitet, hat die Erzählung *Salam, Dalgat!* beim *Debüt-Preis-Komitee* unter einem männlichen Pseudonym eingereicht. Sie wusste genau, dass man sie im dagestanischen Machatschkala, dem Heimatort ihrer Eltern, wegen der freizügigen Darstellung des von Männern dominierten Alltags an den Pranger stellen würde. Dalgat, ihr Protagonist, läuft scheinbar ziellos durch Machatschkala. Er begegnet ehemaligen Mitschülern und Kommilitonen, Frauen mit Kopftuch oder Minirock. Beim Überqueren des Wochenmarkts fühlt er sich von den Verkäufern umzingelt und vom bunten Warenangebot erdrückt. Er fällt einer Jugendgang in die Hände, soll verkuppelt und zum wahren (sunnitischen) islamischen Glauben bekehrt werden, gerät in eine Hochzeitsgesellschaft und unter die Badegäste am Strand des Kaspischen Meeres. Alle Figuren in diesem lebensprallen Sittenbild reden so, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, zelebrieren genüsslich den Jargon ihrer Clique oder Kaste. Kein Wunder, dass sich manch ein Dagestaner in der Erzählung wiedererkennt und der jungen Autorin vorwirft, eine Nestbeschmutzerin zu sein.

Aleksej Luk'janov (*1976) versteht es, jedem Text eine komische Note zu geben. Selbst seine Autobiografie offenbart den Hang zum Possenhaften und Parodistischen:

Ich studierte am Pädagogischen Institut Solikamsk ein bisschen Philologie, warf das Studium hin, ging zur Armee, brach die Ausbildung ab, trat noch einmal in das gleiche Institut ein, verließ es erneut, ging arbeiten, heiratete, meine Frau wollte, dass ich am gleichen Institut ein Abendstudium begann, ich gehorchte, um das Institut endgültig zu schmeißen. Ich versuchte, in einigen Berufen Fuß zu fassen, jetzt arbeite ich als Schmied.

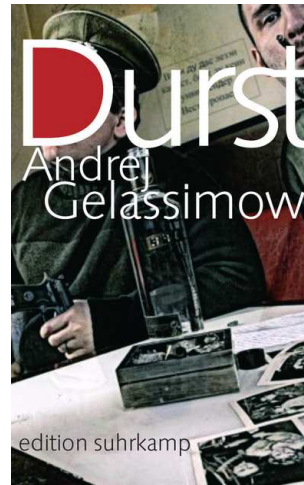
2010 gelang es Luk'janov, in einem kleinen Moskauer Verlag einen Band Prosa zu veröffentlichen. Die darin enthaltenen Texte zeigen, dass er in den meisten Fällen die Themen im eigenen Leben findet. Auch Lëcha, der Protagonist der Erzählung *Hochdruck*, ist Schmied und schreibt nebenbei. Er gehört einer Brigade an, die zur Schwarzarbeit abkommandiert wird. Gerade setzt die Weltfinanzkrise in der „russländischen kapitalistischen Föderation“ Radio, Fernsehen, Internet, Mobilfunk und Drahttelefonie außer Kraft, wird die Dampfheizung als „neues Telekommunikationssystem für die Massen“ eingeführt. Beim illegalen Bau einer privaten „Abzweigung von der Dampfübertragung“ gehen den Männern vor Wut über den Arbeitgeber plötzlich die „Sehnsuchtswörter“ aus, die bekannten Mutterflüche der Russen. Ohne sie macht selbst das Pfuschen keinen Spaß. Als Russland Europa den Gashahn zudreht, verlieren alle Brigademitglieder ihren Job. Die Älteren schimpfen, wünschen sich Lenin und Stalin zurück, auch die Sowjetzeit, als es noch „Ausbildung + Gesundheitsfürsorge, Gleichheit + Brüderlichkeit, Wodka + Wurst“ gab. Die Jüngeren möchten am liebsten emigrieren. Durch allerlei Tricks erreicht Lëcha, dass die Brigade zu einem Schriftstellertreffen nach Paris eingeladen wird. Doch aus der Reise wird nichts, weil in Russland unglaubliche Dinge geschehen. Das „Dampfübertragungssystem“ fliegt in die Luft, die Regierung verlässt das Land. Die Männer schöpfen neue Hoffnung, dabei fallen ihnen auch die „Sehnsuchtswörter“ wieder ein. Diese Prosa ist vom schalkhaften Humor des Autors geprägt. Man spürt, dass Luk'janov auf Gogol's Spuren wandelt, ernste Zeitprobleme heiter angeht, Freude am spielerischen Umgang mit der Sprache hat.

Für **Denis Osokin** (*1977) sind Sprache und Stil vielleicht noch wichtiger. Immer wieder ist er bemüht, die Strategien und Erzählweisen anderer Autoren zu kopieren und durch Über- oder Untertreibung zu parodieren. In der Miniaturensammlung *Engel und Revolution. Vjatka 1923* schlüpft er in die Rolle eines 22-jährigen „primitivistischen“ Schriftstellers, der in Vjatka bei der Tscheka dient. Dessen Texte sind ganz im Stil der „proletarischen“ Literatur und des sozialistischen Realismus gehalten. Da outet sich eine junge Frau und preist den „heißblütigen und riesengroßen Arbeiter“, der sie „wie ein rasender roter Hammer“ liebt. Der Tschekist prahlt mit seiner „großen Samstagsliebe“, erzählt von der „Macht unter der Bluse“, vom Amurkater („Koltshak-Leute . . . haben uns schon mehrmals bei Verhören erzählt, welche Angst er ihnen eingejagt hat“), von Engeln und Revolution („Nach der Revolution nahm die Zahl der Engel . . . noch zu, und am Himmel flogen Bolschewiki mit roten Armbinden.“) und vom Brotproletariat („Im Revolutionsheer ist das Brotproletariat die Ko-

lonne mit dem besten Duft.“). Osokin arbeitet gern mit Spott und Ironie, häufig erzielt er komische Effekte durch den Gebrauch infantiler oder ideologisch verzerrter Perspektiven.

Im *Suhrkamp Verlag* erschien die Erzählung *Durst* (2002), die erste Publikation eines Werkes von **Andrej Gelasimov** (*1966) in Deutschland. In Frankreich, Spanien und Italien ist der aus dem sibirischen Irkutsk stammende Schriftsteller schon länger bekannt, in Russland fanden einige seiner frühen Erzählungen, vor allem aber die Romane *Das Jahr der Täuschung* (2003) und *Steppengötter* (2009) hohe Anerkennung. Gelasimov hat über Oscar Wilde promoviert und an der Universität Jakutsk im Fach Anglistik unterrichtet. Seine literarischen Anfänge sind stark von der angloamerikanischen Kultur, dem lakonischen Stil Ernest Hemingways und Raymond Carvers, dem lyrischen Ton Jerome Salingers sowie den Gestalten und Motiven amerikanischer Filme beeinflusst. Jeder Text Gelasimovs besitzt seinen Rhythmus und Ton. In

Durst berichtet der Ich-Erzähler Kostja Šarapov über seine Kindheit, die Fachschul-ausbildung, den Kriegseinsatz in Tschetschenien, die schwere Verwundung und die schwierige Zeit danach. Ausflüge mit den Eltern, Konflikte mit den Kindergärtnerinnen, eine Blinddarmentzündung, Düfte, Träume und Ängste kommen in Erinnerung. Vater verlässt die Familie, um eine neue zu gründen, und macht einem ewig nörgelnden Stiefvater Platz. Der Sechzehnjährige stößt an der Baufachschule auf bürokratische Pädagogen, findet aber beim Direktor Verständnis für seine Zeichnungen und wird von ihm zur Ausbildung seines künstlerischen Talents ermuntert. Mit der Einberufung und dem Einsatz in Tschetschenien ändert sich Kostjas Leben radikal. Der Schützenpanzer, in dem er mit seinen Freunden Paška, Genka und Serëga sitzt, wird von einer Granate getroffen. Kostja trägt schreckliche Brandwunden davon, sein entstelltes Gesicht flößt Angst ein. Nach der Entlassung bietet das Land den jungen Männern keine Perspektive. Sie versuchen ihr Glück im *business*, doch am Geld zerbricht ihre Freundschaft. Alle trinken maßlos. *Durst* ist in dem Text eine Metapher für Kummer und Frust. Gelasimov sagte in einem Interview, er halte es für wichtig, dass am Ende einer Geschichte „immer Licht zu sehen“ sei. In *Durst* gewinnt Nikita, der kleine Sohn der Wohnungsnachbarin Ol'ga, Vertrauen zu dem verstümmelten Kostja, der daraufhin die Kraft findet, sein Gesicht zu zeichnen.



Matthes & Seitz Berlin hat die Reihe *Neue Welt* eingerichtet, deren Autoren Science Fiction schreiben oder einen Blick in die Zukunft werfen sollen. Der Russe **Dmitrij Dergačëv** (*1977), der Jura und Kommunikationsdesign studiert hat und als Filmgrafiker in Kazan' und Berlin arbeitet, hat seine Zukunftsvision in der Vergangenheit angesiedelt. Die Handlungszeit seines Romans *Paprossy* dürfte im Jahr 1963 liegen. Der Handlungsort gleicht einer virtuellen Realität. Der namenlose Erzähler, ein Versicherungsvertreter, der sich wegen eines Nervenleidens in ärztlicher Behandlung

befindet, gibt nach dem Tod seines Vaters Stellung und Wohnung auf und bezieht das Zimmer des Vaters im tristen Arbeiterviertel einer Stadt. Die Einrichtung, ohne Satzzeichen aufgezählt, wirkt trostlos: „Bett Koffer Akkordeon zwei Stühle Tisch Spiegel Tischlampe mit gelbem Papierschirm Nachttisch Radio.“ In der Stadt ist alles durchnummeriert:

Hausnummern, Fabriknummern, die Nummer der Straßenbahn, Nummern an den Jacken und Hosen von Arbeitern, ins Futter gestempelte Größenzahlen von Mänteln und Mützen, zusammengefaltete Zeitungsnummern in den Taschen, staatliche Produktzulassungsnummer für die Buchweizengrütze im Laden, Passnummern, Werkausweisnummern, Postleitzahlen, die die Stadtviertel und dortigen Postfilialen bezeichnen, Nummern von Geldscheinen in den Taschen und Garnnummern für die Fäden, mit denen die Taschen zugenäht werden.



Der junge Mann folgt den Spuren des Vaters, kann aber über den Toten wenig erfahren. Das Foto eines Kamikazefliegers aus einer Illustrierten weckt Sehnsüchte nach Japan. Der Erzähler träumt von dem Land, gegen das der Vater gekämpft hat, kauft ein Bändchen japanische Lyrik, um es enttäuscht zu verbrennen. Er schneidet die Karte von Tibet aus einem Bibliotheksatlas aus und sucht nach dem tibetischen Totenbuch, das ihm helfen soll „zu verstehen, was geschehen war“. Die Papirossy Marke *Belomor* aus Vaters Manteltasche erweisen sich als nützlich, um flüchtige Kontakte zu einem Eisenbahner und einem Friedhofswärter herzustellen. Doch mit dem Rauch aus der Papirossa scheint sich die Welt aufzulösen. Der Roman erschien 2003/04 in der elitären Kunstzeitschrift *Topos*. Die deutsche Übersetzung schuf Regine Kühn. Einige Hauptmotive (Einsamkeit, Fernweh, Tod)

wiederholen sich in den Gedichten, die der Autor 2004/05 in *Topos* veröffentlicht hat. Seine Prosa ist durch die sinnliche Wiedergabe der Wirklichkeit und ihre nahezu wertungsfreie filmische Beschreibung geprägt. In einem Interview nennt Dergačev das japanische Haiku, die kürzeste Gedichtform der Welt, als wichtigste Schreibvorlage. Haikus seien „sehr optisch, sehr visuell“. Nach ihrem Prinzip sei auch der Roman *Papirossy* gebaut – wenig abstrakte Reflexion, „reine Beschreibungen ohne Schlussfolgerungen“. Auffällige Textmerkmale sind auch die Zerstückelung des Textraums, die verschwommene Optik und die Tendenz zum Seriellen.

Der muslimische Tatar **Il'dar Abuzjarov** (*1976) wurde in Nižnij Novgorod geboren, studierte dort Geschichte, arbeitete als Lehrer in einer Koranschule und begann 1998 mit einem Lyrikband seine literarische Laufbahn. Seine Erzählungen bündelt er gern zu romanhaften Zyklen. Dominierte darin anfangs die Beschreibung ungewöhnlicher Situationen, orientierte er sich im Verlauf der Zeit immer stärker auf die Darstellung origineller Charaktere. Als Schriftsteller ist Abuzjarov ein Einzelgänger, der

sich nicht auf Schulen oder Strömungen festlegen lassen will. Nach seinen Überzeugungen gefragt, bezeichnet er sich als „Linker“, der die revolutionären Bewegungen der Gegenwart aufmerksam verfolgte. Der Band *Trolleybus nach Osten*, von Hannelore Umbreit für den Verlag *Weissbooks* übersetzt, enthält neun Erzählungen, die Einblick in die Lebenswelt ethnischer Tataren im zeitgenössischen Russland gewähren. *Osten*, die Grundmetapher der Titelgeschichte, wiederholt sich in vielen Texten Abuzjarovs und steht für die islamische Welt auf dem Territorium der ehemaligen Sowjetunion und ihrer Nachfolgestaaten. Der Ich-Erzähler besucht eine Medrese (Koranschule), besteht die Aufnahmeprüfung im „Teppichklopfen“, wird als Bauarbeiter ausgebildet, konvertiert „vom Sufismus auf den Suff“ und verliebt sich in einem Trolleybus in Aya. Der Trolleybus taucht in Abuzjarovs Geschichten des öfteren auf, auch als „Hydroelektromobil“ oder als „Schiff mit geschnitztem Kopf“. Im *Dschingis-Roman* (2004) verwandelt sich das erzählende Ich in einen Krieger des Mongolenkhans und gerät in einer Stadt an der Wolga mit den Menschen von heute und ihrer Zivilisation in Konflikt. Ein pochender Stern, der Schlag seines Herzens oder das Klappern von Hufen ruft ihn zum Kräfteressen mit denen, die nicht nach der „Großen Jassa“ (dem Kodex Dschingis Khans) leben – „Geldwechslern, hupenden Autofahrern, klingelnden Postboten, Metallern, Punks, Arabern, Persern, Chinesen“. Er soll an der „Universitätskarawanserei“ studieren, an der Fakultät für Sprache und Literatur eine Doktorarbeit schreiben. Im Literaturzirkel will er mit seinen Gedichten die „alten Götter der Universitätsschamanen“, Tolstoj, Dostoevskij, Pasternak und Mandel'stam, stürzen. Mit einer Armada junger Dichter „erobert“ er Moskau. Der dichtende Erbe des Mongolenkhans wagt den Aufstand gegen die etablierte Kultur, hat aber Angst, auf diesem Feld genauso zu scheitern wie in der Beziehung zu der schönen Ženja. Die meisten Geschichten in dem Band *Trolleybus nach Osten* sind autobiographisch untermauerte Texte über den schwierigen Weg eines jungen tatarischen Schriftstellers in die russische Literatur.

Zeitzeugen

И'ja И'f (1897–1937) und **Evgenij Petrov** (1903–1942), das Autorengespann, das mit *Zwölf Stühle* (1928) und *Das goldene Kalb* (1931) die erfolgreichsten satirischen Romane der Sowjetliteratur schuf, reiste im Oktober 1935 im Auftrag der *Pravda* in die USA, durchquerte das Land drei Monate lang in einem Ford und legte dabei 16°000 Kilometer zurück. Als Ergebnis der Reise entstanden Fotoreportagen und Reiseberichte. Elf Reportagen druckte 1936 die Wochenzeitschrift *Ogonëk*, sieben Berichte brachte 1935/37 die *Pravda*. Das Buch *Das eingeschossige Amerika* kam zweimal in Moskau heraus, 1937 mit Eingriffen der Zensurbehörde, 2006 ungekürzt. Helmut Ettinger hat den Doppelband für *Die Andere Bibliothek* im *Eichborn Verlag* zum ersten Mal ins Deutsche übertragen. Der Titel war für die beiden Autoren programmatisch. Sie wollten nicht über das Amerika der Wolkenkratzer, Börsen, Banken und Hollywoodträume schreiben, sondern das „normale“, alltägliche, kleinstädtisch-ländliche, größtenteils ein- bis zweigeschossige Amerika in der Regierungszeit Franklin Roosevelts zeigen. Überall, wo sie hinkommen, schauen sie sich um, beobachten

unvoreingenommen, was sie sehen, und schreiben auf, was ihnen bedeutsam erscheint:

New York ist dadurch bemerkenswert, dass es dort alles gibt. Dort trifft man Menschen aller Nationen, dort kann man jedes Gericht erhalten und jeden Gegenstand – vom gestickten ukrainischen Hemd bis zum chinesischen Stöckchen mit einer geschnitzten Hand am Ende, mit dem man sich den Rücken kratzt, vom russischen Kaviar und Wodka bis zu chilenischer Suppe oder chinesischen Nudeln.

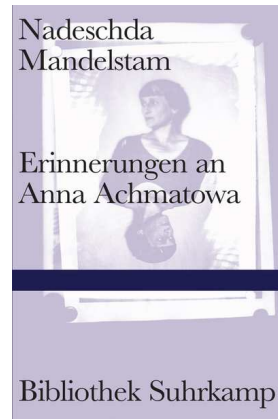
Il'f und Petrov interessieren sich für die endlosen Highways mit ihren Tankstellen, Telegrafenableitungen und Reklametafeln, für Drugstores, die sich als Apotheken erweisen, in denen man essen und trinken kann. Sie staunen darüber, dass das Gesicht der amerikanischen Kleinstädte nicht von Bauten bestimmt wird, sondern von den Autos und allem, was mit ihnen zusammenhängt. Zu den Höhepunkten der Reise gehören die Begegnungen mit Präsident Roosevelt, Schriftstellern und erfolgreichen Unternehmern. Roosevelt erleben sie bei einem kurzen Presseempfang in Washington. Ernest Hemingway treffen sie in einem New Yorker Hotel. Bei einem Drink erzählt er ihnen von Key West und vom Angeln und verschafft ihnen über seinen Schwiegervater eine Besuchserlaubnis in Sing Sing, wo sie sich mit der Funktionsweise des Elektrischen Stuhls vertraut machen. In Pasadena berichtet ihnen Upton Sinclair von seinen Zweifeln an der Reformierbarkeit des kapitalistischen Systems. Henry Ford zeigt ihnen seine Autowerke in Detroit. Die Reporter besuchen am Rio Grande ein Indianerdorf, überqueren die Rocky Mountains, den Grand Canyon und die Wüsten Arizonas. In San Francisco liefert ihnen die Golden Gate Bridge eine Vorstellung von den Dimensionen und dem Reichtum eines Landes, „in dem alles und um jeden Preis das Höchste, das Breiteste und das Teuerste auf der Welt sein muss“. In Hollywood machen sie die Erfahrung, dass selbst dort, wo die beste Filmtechnik der Welt zur Verfügung steht, manchmal Schund produziert wird. Sie schreiben über die Südstaaten, die Schwarzen (die damals noch „Neger“ hießen) und die amerikanische Demokratie. Ihr nüchternes Fazit lautet: „Es ist sehr interessant, dieses Land zu beobachten, aber leben möchten wir dort nicht.“ *Das eingeschossige Amerika* ist üppig ausgestattet. Briefe von Il'f und Petrov, die sie während der Reise an ihre Familien geschickt haben, sowie Reaktionen von Lesern auf die erste Ausgabe von 1937 ergänzen den Reisebericht. Il'fs Schwarz-Weiß-Fotos illustrieren ihn. Seine Frau Aleksandra und die Schriftstellerin Felicitas Hoppe erläutern die Entstehungsgeschichte des Werkes und führen den Nachweis, dass „dieses ehrliche, kluge, nicht ideologisch gefärbte Buch über Amerika und seine Bewohner nötiger und aktueller denn je“ ist.

Anfang der 1970er Jahre wurde **Nadežda Mandel'stam** (1899–1980) im Westen durch ihre Erinnerungsbücher *Das Jahrhundert der Wölfe* (S. Fischer 1971) und *Generation ohne Tränen* (S. Fischer 1975) schlagartig bekannt und galt bald als einer der wichtigsten Zeugen für das Leben oppositioneller Kreise der künstlerischen Intelligenz unter dem Stalinregime. Nadežda Mandel'stam stammte aus einer jüdischen Saratover Familie. Ihre Jugend verbrachte sie in Kiev, wo sie studierte und in der linken Künstlerszene verkehrte. 1922 heiratete sie dort den Dichter Osip Mandel'stam.

Seitdem teilte sie mit ihm das bewegte Leben, notierte seine Gedichte und Prosatexte nach Diktat, schrieb sie ins Reine und lernte sie in allen Varianten auswendig, gab sie an Freunde weiter, um sie trotz der staatlichen Willkür gegen den Dichter für die Nachwelt zu erhalten. 1924 machte Mandel'stam Nadežda in Leningrad mit Anna Achmatova bekannt. Beide Frauen waren vier Jahrzehnte freundschaftlich miteinander verbunden, lebten in Carskoe Selo und während der Evakuierung in Taschkent sogar im selben Haus oder in unmittelbarer Nachbarschaft. 1966, nach dem Tod Achmatovas, begann Nadežda ihre Erinnerungen an die Freundin niederzuschreiben. Ein Rechtsstreit zwischen Achmatovas Sohn Lev Gumilëv und ihrer Stieftochter Irina Punina über den Nachlass der Dichterin veranlasste Nadežda im Herbst 1967, ihr Manuskript mit den Erinnerungen zu vernichten. Wie durch ein Wunder blieb ein Typoskript *Über Achmatova* erhalten und gelangte in die Hände von Pavel Nerler, der es 2008 in Moskau herausgab. Er kommentierte die von Christiane Körner für *Suhrkamp* übersetzte deutsche Ausgabe und versah sie mit einem Nachwort. Die *Erinnerungen an Anna Achmatova* beginnen mit dem, was bis zum Ende der 1950er Jahre die beiden Frauen wohl am stärksten verbunden hat, der Angst vor dem Terror und seinen Schergen und dem ekelhaften „Gefühl der Scham und der vollkommenen Hilflosigkeit“, das das Leben zu ersticken drohte. Nadežda konnte es erst überwinden, nachdem ihr die Rettung der Werke ihres Mannes gelungen war. Erst dann konnte sie sagen: „Mich kann man nicht mehr einschüchtern, ich habe meine Aufgabe erfüllt.“ Im Mittelpunkt des zweiten Teils der *Erinnerungen* steht die Analyse des Dreierbundes der Mandel'stams und Anna Achmatovas. Nadežda bemüht sich darum, das Beziehungsgeflecht zwischen Poesie und Eros aufzudecken, und es scheint, als könnte sie damit auch das komplizierte Verhältnis der beiden Dichter zueinander sowie zu anderen Frauen und Männern erklären. Anna ist für sie Osips „Dichterbruder“, Osips Bindungen an Anna und weitere Frauen sind in ihren Augen „leichte Romanzen“. Den tieferen Sinn des gemeinsamen Lebens und der Freundschaft des Dreierbundes sieht sie darin, dass Osip sie beide verband. Im dritten und letzten Teil der *Erinnerungen* verteidigt Nadežda Mandel'stam ihr subjektives Bild von der russischen literarischen Moderne, dem der Gedanke zugrunde liegt, dass der Akmeismus dem Symbolismus, dem Futurismus und anderen Richtungen künstlerisch haushoch überlegen gewesen sei. Sie fragt:

Wie kam es, dass drei Dichter“, „deren Werke fast nichts miteinander gemeinsam haben, bis zum Lebensende an ihrem Akmeismus festhielten und auf ihm bestanden?

Ihre Antwort läuft darauf hinaus, dass Gumilëv, Achmatova und Mandel'stam sich rechtzeitig von den „symbolistischen Gurus“ distanziert und ausschließlich Innokentij Annenskij als einen ihrer Lehrer anerkannt hätten. Zwar hätten in Moskau die Symbolisten auch Chlebnikov, Pasternak und Cvetaeva gegen sich aufgebracht, aber nur „die



drei vereinigten Akmeisten“ in Petersburg hätten entschlossen den Kampf gegen die symbolistische Theorie geführt. Gumilëv und Mandel'stam vollbrachten Großes, wurden jedoch zu Opfern der Gewalt. Achmatovas Großtat habe darin bestanden, „dass sie nicht mitten auf dem Weg stürzte, sondern eine großartige weibliche Eigenschaft bewies – Standhaftigkeit . . .“, lautet das abschließende Urteil Nadežda Mandel'stams. Ihre *Erinnerungen an Anna Achmatova* stellen eine wertvolle Ergänzung der biographischen Aufzeichnungen von Lidija Čukovskaja, Emma Gerštejn, Anatolij Najman und weiteren Wegbegleitern der *Grande Dame* der modernen russischen Poesie dar.

Das Leben ihrer jüdisch-armenischen Familie im aserbaidjanischen Baku, die Hoffnung, in Moskau den Stalinschen „Säuberungen“ zu entgehen, die Ehe mit dem nach Prag ausgewanderten russischen Juden Schimon Biller, die Emigration nach Hamburg nach dem Prager „Frühling“ von 1968 – diesen Weg hat **Rada Biller** (*1930) schon in den Büchern *Melonenschale. Lebensgeschichte der Lea T.* (2003) und *Lina und die anderen* (2007) festgehalten. In der Vorbemerkung zu *Melonenschale* formulierte sie ihr schriftstellerisches Credo:

„Ich habe das ganz gewöhnliche Leben eines ganz gewöhnlichen Menschen unserer Zeit gelebt. Und diese Zeit hat sich mit allem Schwierigen in meinem Leben abgebildet.“

Alles sei ausgedacht und erlogen, schreibt Biller in ihrem neuen Buch *Meine sieben Namen und ich*, das im *Berlin Verlag* erschien. Doch gerade das glaubt man ihr nicht, wenn man die siebzehn stark autobiographisch gefärbten Erzählungen liest. Die erste heißt *Aufs Maul habe ich nie bekommen, oder: Ich möchte mich vorstellen*. Darin erzählt die Autorin, dass ihr armenischer Mädchennamen Čachmachčëva auf den einzelnen Stationen ihres Lebensweges unterschiedlich geschrieben und ausgesprochen wurde, bis sie den Namen ihres Mannes annahm. In der Erzählung *Die Seuche* berichtet sie von der Zwischenstation Baschkirien und den Sorgen der Evakuierten, in *Abendessen im ‚Metropol‘* von den entbehrungsreichen Moskauer Nachkriegsjahren, in *Nina und Pawlina* vom Leben in Prag, in *Es geht auch ohne Borschtsch* und *Ernüchterung* von Fahrten nach Prag im grenzfreien Europa und vom Hamburger Alltagsleben. Die Namen der Protagonisten wechseln, doch hinter den meisten Ereignissen stehen Billers eigene Erfahrungen, die Suche nach ihrer Identität, die Probleme beim Eintauchen in eine neue Sprache und Kultur.

Am 26. April 1986 ereignete sich im Block 4 des sowjetischen Atomkraftwerks Černobyl' ein schwerer Unfall. In der Sowjetliteratur galt die Katastrophe lange Zeit als Tabuthema. 1990 legte die weißrussische Journalistin und Schriftstellerin **Svetlana Aleksievič** (*1948) eine dokumentarische Darstellung des Ereignisses vor, Monologe vom Unglück betroffener Menschen, die durch ihre emotionale Ausstrahlung eine starke Publikumswirkung erzielten. *Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft* in der Übersetzung von Ingeborg Kolinko kam 1997 im *Berlin Verlag* heraus. Die Worte, mit denen die Autorin damals ihr Anliegen formulierte, sind noch gut in Erinnerung:

Ich beschreibe und sammle die Alltäglichkeit von Gedanken, Gefühlen, Worten. Ich versuche das Sein der Seele zu ergründen. Das Leben eines gewöhnlichen Tages gewöhnlicher Menschen. Hier aber ist alles ungewöhnlich [...] Wie oft schon hat die Kunst die Apokalypse geprobt, diverse technologische Weltuntergangsszenarien entworfen, doch heute wissen wir: Das Leben ist weit phantastischer!

Der dritten Ausgabe der Chronik, die zum 25. Jahrestag des Störfalls im *Berliner Taschenbuch Verlag* erschien, hat Aleksievič ein Vorwort zur Atomdebatte vorangestellt, in dem sie aus Černobyl' und Fukushima eine aktuelle Lehre zieht: „Wir müssen aus dem Atomzeitalter aussteigen.“

Mit 26 Jahren gründete **Michail Chodorkovskij** (*1963) eine der ersten Privatbanken Russlands. 1993 wurde der studierte Chemiker und Volkswirt stellvertretender Minister für Brennstoff und Energie in der Regierungsmannschaft Viktor Černomyrdins, 1997 Vorstandsvorsitzender einer Holding, die den Ölkonzern Jukos mit dem Privatisierungsunternehmen Rosprom zusammenführte. Anfang 2003 war Chodorkovskij nach einer Einschätzung von Forbes der reichste Mann Russlands. Er hatte sich auch politisch engagiert und Boris El'cin, die liberale Partei *Jabloko* und den Fernsehsender NTV unterstützt. Bei einem Treffen des russischen Industriellen- und Unternehmerverbandes kam es zu einer öffentlichen Konfrontation mit Präsident Putin. Chodorkovskij wurde 2003 verhaftet und in mehreren Prozessen, zuletzt im Dezember 2010, zu insgesamt vierzehn Jahren Gefängnis verurteilt. Die Anklagepunkte lauteten Steuerhinterziehung Betrug, Geldwäsche und „Unterschlagung von 350 Millionen Tonnen Öl“. Der in zweiter Ehe verheiratete Vater von vier Kindern sagt über sich selbst:

Ich bin ein ganz normaler Mensch, nur ist mein Schicksal vielleicht etwas ungewöhnlich. Ich komme aus einer ganz normalen sowjetischen Ingenieursfamilie, habe eine ganz normale sowjetische Schule besucht, studiert, war im kommunistischen Jugendverband und bin nur durch Zufall mitten in die revolutionären Umwälzungen der neunziger Jahre geraten und zu einem Mitgestalter des neuen russischen Staates geworden.

Chodorkovskijs Buch *Briefe aus dem Gefängnis*, von Birgit Veit und Ganna-Maria Braungardt für *Knaus* übersetzt, enthält einige während der Haft entstandene Essays, die von den Zeitungen *Vedomosti*, *Kommersant* und *Nezavisimaja gazeta* veröffentlicht wurden. In ihnen behandelt der Autor aktuelle politische Fragen, die sich aus der globalen Situation und der wirtschaftlichen Lage Russlands ergeben. So untersucht er anhand eigener Erfahrungen bei der Zerschlagung des Konzerns Jukos das Verhältnis von Eigentum und Freiheit. Von besonderem Interesse ist sein Briefwechsel mit den Schriftstellern Ljudmila Ulickaja, Boris Akunin und Boris Strugackij. Alle drei gehören zu den meistgelesenen Romanciers Russlands und drücken mit dem, was sie sagen und schreiben, in einem hohen Maße die öffentliche Meinung aus. Ulickaja, die 1970 wegen ihres Widerstandes gegen Rechtsbeugungen durch den Sowjetstaat ihren Beruf als Genetikerin aufgeben musste, blieb bis heute in kritischer Distanz zu den politischen Kräften und ideologischen Dogmen in Russland. In ihren Briefen an Chodor-

kovskij, 2008/09 entstanden und auf Deutsch zuerst in *OSTEUROPA* 1/2010 publiziert, nimmt Ulickaja kein Blatt vor den Mund. Sie fragt den Oligarchen, wie es möglich gewesen sei, dass ein „anständiger Mensch“ im Inneren des Sowjetsystems und der El'cin-Hierarchie seinen Platz finden konnte. Chodorkovskij gesteht offen, er sei trotz schwerer Enttäuschungen ein „Patriot“ geblieben. Er habe die kommunistische Ideologie hinter sich gelassen, doch die Idee von „einem sozialen Staat, der sich um die (freiwilligen wie unfreiwilligen) Außenseiter der Gesellschaft kümmert, der gleiche Chancen für alle Kinder gewährleistet“, sei noch lebendig. Akunins in Briefform gehaltenes Interview, das schon im *Esquire* 10/2008 zu lesen war, wirft die Frage nach der Rolle des Staates in Russland auf. Chodorkovskij entwickelt den Gedanken, es gebe ein „Okkupations“-Verhältnis zwischen Staat und Volk, das tief im kollektiven Unbewussten wurzele und das Verhalten großer Teile der Bevölkerung steure. Der Briefwechsel mit Boris Strugackij, der durch die Vermittlung von Chodorkovskijs Strafverteidiger Jurij Šmidt im April 2009 in der *Novaja gazeta* erscheinen konnte, ist ein bewegender politisch-philosophischer Dialog über die Weltordnung. Während Strugackij seine Vision vom „liberaldemokratischen Weg“ Russlands in eine friedliche Zukunft verteidigt, lenkt Chodorkovskij die Aufmerksamkeit seines Briefpartners auf globale Fragen, stellt Überlegungen an, wie das „Hauptproblem unserer Zivilisation“, das „Problem ausreichender Energieversorgung“, in den nächsten Jahrzehnten zu lösen sei.

Von Frauen und Liebe

Als weltweite Erstveröffentlichung legt der Züricher *Unionsverlag* einen Text aus dem Nachlass des tschuktschischen Schriftstellers **Jurij Rytchëu** (1930–2008) vor – ein Liebesmärchen aus der Tundra, dem die Übersetzerin Antje Leetz den Titel *Die Frau am See* gegeben hat. Darin streben die Rentierhirten Gatle und Lollo nach unaufhörlichem Genuss. Ihr Verlangen, warnt ein Schamane, gleiche dem Wunsch nach permanentem Sonnenschein. Gatle (im Tschuktschischen steht der Name für „Vogel“) wird früh mit Pyčik („Vogeljunges“) verheiratet, doch bald genügt ihm die körperliche Vereinigung mit ihr nicht mehr, verzehrt ihn die Gier nach stärkerer sexueller Befriedigung. Zur Strafe verwandelt der Schamane Gatle und Lollo in winzige Männlein, denen jede Mücke als riesiges Ungeheuer erscheint. Eines Tages sehen die beiden an einem See eine nackte Frau. Sie wollen sie besitzen, doch ihre „klitzekleinen männlichen Prachtstücke“ machen jede Eroberung unmöglich. Gatle kommt schließlich mit der Frau ins Gespräch, entdeckt, dass er es mit Pyčik zu tun hat, und lernt, dass Zuneigung als Voraussetzung für eine erfüllte Liebe wichtiger ist als die Gier nach Sex. Rytchëu hat in früheren Werken eindrucksvolle Schilderungen vom Alltag der Tschuktschen an der Küste der Beringstraße und von den Konflikten zwischen Tradition und Zivilisation geliefert. Das Märchen von der *Stillstehenden Sonne* (so der Originaltitel) gehört nicht zu seinen besten Leistungen.

Seit 1990 beinahe Jahr für Jahr bringt der Züricher *Diogenes Verlag* einen neuen Band mit Erzählungen von **Viktorija Tokareva** (*1937) heraus. Für das Honorar

habe sie sich eine prächtige Datscha in einer schönen Gegend gebaut, wo sie im Schoß der Natur glücklich lebe, gestand die Schriftstellerin in einem Interview. Darin sagte sie auch, dass sie sich jedem gesellschaftlichen Engagement jetzt ebenso verweigere wie in der Sowjetzeit. Ihre literarische Tradition führte sie auf Anton Čechov zurück, den sie mehr liebt als Dostoevskij und Tolstoj. Čechov sei ein „absolut zeitgenössischer“ Autor, bei dem man alles finde, was gute Prosa ausmache – Humor, Kürze, Leid und Tragik. Seit fast fünf Jahrzehnten folgt Tokareva dieser Traditionslinie. Meist sind es starke Frauen, denen sie sich zuwendet. Damit habe sie ihre Nische gefunden, gesteht Tokareva, nur in einer Nische könne man in einem „unwürdigen Land“ und einer „unwürdigen Zeit“ „würdig leben“. In ihren jüngsten Erzählungen geht es in den meisten Fällen um Frauen im fortgeschrittenen Alter, die den gesellschaftlichen Umbruch nach dem Ende der Sowjetzeit erlebt haben und sich in einer neuen sozialen Situation bewähren müssen. Die einschneidenden Transformationsprozesse beschreibt Tokareva lakonisch, mit einem Anflug leichter Ironie. So heißt es in der Erzählung *Männertreue*:

Das Land hat sich verändert. Und auch die Menschen haben sich verändert. Die Russen haben gelernt, genauso das Geld zu zählen wie die Deutschen. Fünfzehn Jahre sind eine lange Zeit im Leben eines Menschen. Aus dem Prozess des *Erb*lühens sind wir in den Prozess des *Verbl*ühens übergegangen. Und dann noch der Paradigmenwechsel: Wir hatten einen entwickelten Sozialismus, jetzt haben wir einen unterentwickelten Kapitalismus. Und nun sind wir alle arme Rentner in diesem rauen Kapitalismus, von Natur und Gesellschaft im Stich gelassen, dem Schicksal ausgeliefert.

Die Protagonistin ist seit der „Morgenröte der weit zurückliegenden Jugend“ verheiratet, der Ehe entstammen zwei Kinder. Ihr Mann streitet sich nicht mit ihr und geht nicht fremd. Trotzdem bohrt in ihr eine unerklärliche Sehnsucht. Sie beginnt eine Affäre mit einem Romeo, will aber „herzzerreißende Leidenschaften“ vermeiden und bleibt bei der Familie. Sie belügt sich und andere und ist trotz der beruflichen Erfolge unglücklich, leidet unter ihrer seelischen Einsamkeit. Der neue Band *Alle meine Feinde* aus dem *Diogenes Verlag* enthält fünf Erzählungen in der Übersetzung von Angelika Schneider. Alle fünf berichten davon, wie nah beieinander Liebe und Hass sind.

Science Fiction und Fantasy

Der zur Verlagsgruppe *Random House* gehörende Münchener *Wilhelm Heyne Verlag* sieht eine seiner Hauptaufgaben darin, den Leser mit der schillernden Welt der internationalen Science Fiction und Fantasy bekannt zu machen. In den letzten Jahren hat der Verlag es verstanden, die renommiertesten russischen Vertreter dieser Genres als Hausautoren zu gewinnen, unter ihnen die Brüder Arkadij und Boris Strugackij sowie Sergej Luk'janenko, Dmitrij Gluchovskij, Sergej Kuznecov, Andrej D'jakov und Vadim Panov.

Die Brüder **Arkadij Strugackij** (1925–1991) und **Boris Strugackij** (*1933) haben der russischen Science-Fiction-Literatur Weltruhm eingebracht. Seit den 1970/80er

Jahren erfreuen sich ihre Werke auch in Deutschland größter Beliebtheit. Jetzt bringt *Heyne* unter der Federführung von Sascha Mamczak und Erik Simon eine Werkausgabe heraus, in der die Texte erstmals ungekürzt, vollständig überarbeitet und umfassend kommentiert sind. Die ersten zwei Bände erschienen 2010, nun kam der dritte Band mit zwei Erzählungen und drei Romanen hinzu. Zwei der Romane besitzen bei allen Science-Fiction-Fans Kultstatus. *Die Schnecke am Hang*, 1966/68 in der Sowjetunion unter größten Schwierigkeiten veröffentlicht, hielten die Autoren für ihr vollkommenstes und bedeutendstes Werk. Mit dem Motto von der Schnecke, die den Hang zum Fuji ganz langsam hinaufkriecht, wollten sie ein Symbol für die mühselige Bewegung des Menschen in Richtung Zukunft setzen. Der Roman hat zwei Ebenen und zwei Hauptfiguren. Pfeffer möchte den Wald näher kennenlernen, an dessen Verwaltung er teilhaben soll, obwohl er ihn nur von oben sehen kann. Der Biologe Kandid, der seine Erinnerung verloren hat und vergeblich Kontakt mit der Verwaltung sucht, lebt seit einem Hubschrauberabsturz unten im Wald. Diese Raum- und Figurenkonstellation ermöglicht eine doppelte Sicht auf die Dinge. Der Roman *Die Last des Bösen* oder *Vierzig Jahre später* wurde 1981 konzipiert und 1988 als letztes gemeinsames Projekt der Brüder Strugackij veröffentlicht. Auch er besteht aus mehreren Teilen, deren innerer Zusammenhalt sich erst allmählich erschließt. Die Notizen und Entwürfe zu der nie geschriebenen Examensarbeit des Pädagogikstudenten Igor' Mytarin über „G.A.“, den idealen Lehrer Georgij Anatol'evič Nosov, die während der Studienzeit am Tašlinsker Lehrerseminar entstanden und auch den Alltag in der Provinzstadt beleuchten, versetzen den Leser in die Zeit um 2030. In dem offenbar immer noch sowjetischen Tašlinsk reift ein Konflikt heran. Die Existenz der Jugendgruppe „Flora“, einer mit den Hippies vergleichbaren Bewegung von „Blumenkindern“, die Drogen nehmen und in freier Liebe miteinander leben, spaltet die Gemüter der Einwohner und der Obrigkeit. Das Manuskript *Die Last des Bösen* soll „G.A.“ gefunden und seinem Studenten Mytarin zum besseren Verständnis der Vorgänge in Tašlinsk zur Verfügung gestellt haben. Als mutmaßlicher Verfasser gilt der Astronom Sergej Korneevič Manochin. Der überzeugte Dissident erzählt von zwei „Übermenschen“, die sich gegen Ende der 1980er Jahre den Normen des Sowjetalltags nicht beugen. Der *Demiurg* (der an die Gestalt des biblischen Christus angelehnt ist) sucht nach dem „wahren Menschen“, der die Welt und den Menschen vervollkommen und vom Bösen befreien soll. Die Bestrebungen des *Demiurgen* werden von *Ahasver* Lukič, der in die Rolle eines Versicherungsagenten geschlüpft ist, unterstützt. Streckenweise entfaltet sich eine dritte Handlungslinie mit Gestalten und Motiven der Bibel und des Korans. Der Leser wird dankbar sein, dass auch dem dritten Band dieser unerhört dichten Prosa Kommentare Boris Strugackijs und hilfreiche Anmerkungen Erik Simons beigegeben sind.

Sergej Luk'janenko (*1968) ist im Verlagsprogramm von *Heyne* bereits mit dreizehn Titeln vertreten. 2011 sind zwei weitere hinzugekommen – *Der Spiegel* und *Der falsche Spiegel*, beides Teile des Romans *Labyrinth* und von Christiane Pöhlmann übersetzt. Der Protagonist heißt Leonid, ist Mitte dreißig. Vor einigen Jahren noch ein mittelmäßiger Designer bei einer Firma für Computerspiele, ist er jetzt ein begnadeter Hacker, der seinen sprechenden Windows Home virtuos beherrscht. Er fühlt sich als *Diver*, der in die *Tiefe* steigt und aus ihr wieder auftauchen kann. Er reitet (in Anleh-

nung an das russische Volksmärchen) als Ivan Carevič auf dem grauen Wolf. Er rettet sich mit Hilfe eines Spiegels, der sich verwandelt und ihn vor seinen Verfolgern schützt. Leonid schlägt sich mit Soft- und Hardware, Viren und Antiviren, Dateien, Daten und Datenklau herum. Er lebt in zwei Welten. Die reale, die im Fernsehen Politik-, Wirtschafts-, Börsen-, Kultur- und Sportnachrichten sendet, ist Petersburg. Die virtuelle ist *Deeptown*, auch eine Metropole mit Millionen Einwohnern, in der alle namhaften Weltfirmen Niederlassungen haben. Die Geliebte Vika ist für den Bildschirm designt, aber manchmal auch greifbar nahe. Leonid wünscht sich, dass beide Welten miteinander verschmelzen, zugleich fürchtet er diesen Moment. Manchmal fragt er sich, wieso er sich in Spiegelbilder verlieben soll, wenn es daneben echte Menschen gibt. Luk'janenkos Held aus der *Deeptown*-Generation ist nicht ohne Ideale, zumindest sehnt er sich danach, dass sich die Welt verändert und besser wird.



Dmitrij Gluchovskijs „antiutopische Parabel“ *Metro 2033*, die *Heyne* 2008 herausbrachte, wurde zu einem internationalen Bestseller und in Russland zur Matrix für eine Serie von zwölf weiteren Romanen, deren Autoren versuchen, das Metro-Universum an anderen Orten und unter neuen Aspekten zu schildern, es mit immer neuen Protagonisten zu bevölkern und so eine große postapokalyptische Saga entstehen zu lassen. Zwei dieser Autoren, D'jakov und Kuznecov, nahm *Heyne* 2011 in sein Programm auf. **Andrej D'jakovs** (*1978) *Reise ins Licht* führt in das U-Bahn-Netz seiner Heimatstadt Petersburg. Fünfundzwanzig Jahre nach einem Krieg, der weite Teile der Welt verwüstet hat, leben hier ebenso wie in Moskau Menschen, die von Mutanten und Monstern umgeben sind und nicht wissen, ob sie eine Chance zum Überleben haben. D'jakovs Protagonist ist der zwölfjährige Gleb, der seine Eltern verloren hat. Der Stalker Taran nimmt sich seiner an und wird sein Lehrmeister. Gemeinsam mit ihm bewältigt Gleb den schwierigen Weg nach der alten Festungsstadt Kronstadt, bis auf die schwimmende Plattform, die sie zu einer nicht radioaktiv verseuchten Ostseeinsel bringt. Gleb und Taran wollen die in der Petersburger U-Bahn Eingeschlossenen retten, doch es gibt keine Patentlösung dafür. Die Menschen draußen, die nicht vom Atomschlag betroffen sind, verhalten sich egoistisch und verdrängen, dass sie selber ihre Erde zerstören. Schlimmer aber als die vergiftete Welt seien die vergifteten Seelen, sagt Taran am Ende des Romans zu Gleb. Deshalb sei es wichtiger, nach „reinen Menschen“ zu suchen als nach unberührten Territorien oder Inseln. **Sergej Kuznecov** (*1971) erzählt in dem Roman *Das marmorne Paradies* von einem Ort im Moskauer Umland, der nach dem Atomkrieg als Geisterstadt existiert. In den unterirdischen Stockwerken einer früheren Militärhochschule leben noch Menschen, darunter Sergej und Polina mit ihrem Sohn Denis. Die Eltern sind verstrahlt worden. Als sie erfahren, dass der Mediziner Voznicyn auf einer Moskauer U-Bahn-Station überlebt hat, hoffen sie, durch ihn Hilfe zu erlangen. Polina stirbt. Sergej bricht mit seinem Sohn nach Moskau auf. Ungeheuer versperren ihnen den Weg, aber Denis entwickelt seherische und heilende Fähigkeiten, sodass sie ihr Ziel erreichen.

Vadim Panov (*1972), Autor der in Russland millionenfach verkauften 16-teiligen Serie *Die Verborgene Stadt*, wurde 2010 in Russland zum „Fantasy-Autor des Jahres“ gewählt. Nach den Romanen *Die Prophezeiung* und *Das Opfer* ist *Die Hexe* der dritte Titel von Panov, den Matthias Dondl für *Heyne* übersetzt hat. Die Handlung bewegt sich erneut auf einer Zeitskala, die vom 16. Jahrhundert über die Sowjetzeit bis in die Gegenwart reicht. Diesmal sucht die Hexe und Zauberin Kara die Herrschaft über die *Verborgene Stadt* zu erlangen. Diese Zufluchtstätte der Humanoiden unter Moskau wird von den Herrschaftshäusern Tschud, Lud und Naw regiert, die Kommissar Santiago schützt. Für die Humos der Oberwelt leitet Major Kornilov die Ermittlungen. Kara, Vamp und Intrigantin, hat 1934 beim Abbruch des Sucharev-Turms das magische Schwarze Buch in ihren Besitz gebracht, das der Mönch Maksim Grek für Ivan den Schrecklichen verfasste. Es soll ihr die ewige Jugend und Macht über die Humanoiden geben. Doch Kara findet den Tod. Das Schwarze Buch aber ist längst in den Händen der Hexe Larisa, was weitere Verwicklungen in der *Verborgenen Stadt* auslösen wird.

Krimi

Die Moskauer Diva, der dreizehnte Roman aus der Serie *Fandorin ermittelt* von **Boris Akunin** (*1956), führt den Leser in das russische Theatermilieu zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Fandorin ist jetzt 55 und will mit intellektuellen und sportlichen Exerzieren den Problemen des Alterns vorbeugen. Er lernt Sprachen, treibt Philosophie, stählt sich durch Tauchen, Jonglieren und Reiten. Im September 1911 stirbt der russische Premierminister Stolypin an den Folgen eines Attentats. Fandorin hofft, in die Aufklärung des Verbrechens einbezogen zu werden. Statt dessen muss er sich auf Wunsch seiner alten Freundin Ol'ga Knipper-Čechova, der Witwe Anton Čechovs, um die Schauspielerin Èliza Al'tairskaja-Luantèn kümmern. Die jugendliche Heldin einer Petersburger Theatertruppe spielt die Hauptrolle in dem Stück *Die arme Liza*, mit dem das Ensemble in Moskau gastiert. Èliza fühlt sich bedroht, weil alle, die sich in sie verlieben, auf merkwürdige Art sterben. Auch Fandorin fühlt sich von Èliza angezogen. Die dritte große Liebe seines Lebens überkommt ihn wie ein Rausch. Er schreibt für die Schauspielerin das (am Ende des Romans abgedruckte) Stück *Zwei Kometen am sternenlosen Himmel* nach Mustern des japanischen Theaters. Darin agiert „eine neue Spezies von Schurken“, die gewillt ist, „die ganze Welt zur Bühne zu machen“ und Menschen als gefügige Statisten zu missbrauchen. Die Premiere wird ein Triumph für die Diva und den Verfasser. Der bietet der Diva eine „Ehe aus Berechnung“ an. Der Roman liefert Einblick in bekannte Stücke Čechovs, erinnert an Bühnengestalten der russischen Dramatik und renommierte Moskauer Theaterleute, wie Vladimir Nemirovič-Dančenko und Konstantin Stanislavskij, enthält leider auch eine Fülle banaler Monologe und Dialoge.

Vom Essen und Trinken

Igor' Klech (*1952) wuchs in der Ukraine auf und arbeitete nach dem Studium der russischen Philologie siebzehn Jahre lang in L'viv als Restaurator von Buntglasfen-

stern. Als Schriftsteller wurde er durch seine sprachlich anspruchsvolle, stilistisch ausgefeilte Prosa bekannt. Sie ist durch die Anthologie *Muschiks Underground* (Piper 1993) und das Heft *Werkstatt Moskau. Russische Literatur* (Akademie der Künste 1995) auch nach Deutschland gelangt und wurde zu Recht mit dem Puškinpreis der Alfred Toepfer Stiftung gewürdigt. Klech will tradierte Gattungsstrategien und Erzählweisen in Bewegung bringen und Erinnerungen, Tagebücher, Reisenotizen, Chroniken und sogar Kochbücher (wieder) literaturfähig machen. Insofern nimmt es kein Wunder, dass seine erste Buchpublikation auf Deutsch *Das Buch vom Essen* ist, ein Exkurs in die russische Küchen- und Esskultur, von Tatjana Hofmann für die deutsch-polnische *Edition FotoTAPETA* übersetzt. Ein Kochbuch im herkömmlichen Sinne ist es beileibe nicht. Klech entwickelt eine Philosophie der Küche. Fragt, wie sich imperiale, kontinentale, totalitäre und Insel-Küchen unterscheiden, arbeitet sich vorsichtig an die russische Küche heran, vergleicht sie mit der ukrainischen und anderen, sucht in Kochbüchern und Rezeptsammlungen das Abbild von Ländern und Menschengruppen. Kurzum, Klech bietet uns „kulinarische Prosa“ an, die den Appetit und die Gedanken anregen soll. Was wüssten wir ohne ihn über die „saisonale Kochkunst“? Er verrät uns, dass Essgewohnheiten vom russisch-orthodoxen Kalenderjahr bestimmt werden, Kutja am Heiligabend gegessen wird, Borschtsch eine Metapher für den Sommer ist, Bliny in der Fastnachtswoche obligatorisch sind, Einsalzen und Säuern am besten bei Mondschein klappt. Lernen wir das kulinarische ABC Klechs. Lachen wir mit ihm, wenn er erzählt, wie das Wort *blin* (Pfannkuchen) zum Schimpfwort wurde und die Perestrojka voranbrachte. Staunen wir, wenn er uns weismachen will, dass die Wurst etwas Metaphysisches hat und zu einer politischen Größe werden kann.

Bibliographie

Abusjarow, Ildar: Trolleybus nach Osten (Trollejbys, kotoryj idët na vostok). Erzählungen. Ü: Hannelore Umbreit. Frankfurt am Main: Weissbooks 2011. 214 S.

Akunin, Boris: Die Moskauer Diva (Ves' mir teatr). Fandorin ermittelt. Roman. Ü: Ganna-Maria Braungardt. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2011. 445 S.

Alexijewitsch, Swetlana: Tschernobyl (Černobyl'skaja molitva). Eine Chronik der Zukunft. Ü: Ingeborg Kolinko. Mit einem aktuellen Vorwort der Autorin. Ü: Ganna-Maria Braungardt. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag 2011. 298 S.

Billar, Rada: Meine sieben Namen und ich. Erzählungen. Ü: Alfred Frank, Sabine Grebing, Traude Langmann, Antje Leetz. Berlin: Berlin Verlag 2011. 224 S.

Bunin, Iwan: Das Dorf. Suchodol (Derevnja. Suchodol). Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Ü: Dorothea Trottenberg. H, N: Thomas Grob. Zürich: Dörlemann 2011. 384 S.

Charms, Daniil: Werke. H: Vladimir Glozer und Alexander Nitzberg. Band 3: Wir hauen die Natur entzwei. Theaterstücke. Ü, N: Alexander Nitzberg. Band 4: Du siehst mich im Fenster: Autobiografisches. Ü: Beate Rausch, N: Alexander Nitzberg. Berlin: Galiani 2011. 343 S. und 251 S.

Chodorkowski, Michail: Briefe aus dem Gefängnis (Stat'i. Dialogi. Interv'ju). Ü: Birgit Veit, Ganna-Maria Braungardt. Mit einem Essay von Erich Follath. München: Knaus 2011. 285 S.

Das schönste Proletariat der Welt. Junge Erzähler aus Russland. H, Ü: Christiane Körner. V: Olga Slawnikowa. Berlin: Suhrkamp 2011. 210 S.

Dergatchev, Dmitri: Papirossy (Zapas tabaka). Ü: Regine Kühn. V: Wladimir Velinski. Berlin: Matthes & Seitz 2011. 128 S.

Djakow, Andrej: Die Reise ins Licht (K svetu). Ein Roman aus Dmitry Glukhovskys Metro 2033-Universum. Ü: Olaf Terpitz. V: Dmitry Glukhovsky. München: Heyne 2011. 382 S.

Gelassimow, Andrej: Durst (Žažda). Ü: Dorothea Trottenberg. Berlin: Suhrkamp 2011. 115 S.

Ilf, Ilja und **Petrow**, Jewgeni: Das eingeschossige Amerika (Oдноэтажная Америка). Eine Reise mit Fotos von Ilja Ilf in Schwarz-Weiß und Briefen aus Amerika. Ü: Helmut Ettinger. V: Alexandra Ilf. V: Felicitas Hoppe. Frankfurt am Main: Eichborn Verlag 2011. 2 Bände, 354 und 698 S.

Iwanow, Wjatscheslaw: Des einen Kreuzes Arme sind wir zwei (My – dve ruki edinogo kresta). Gedichte. H, V, Ü: Christoph Ferber. Zeichnungen: Matthias Jackisch. Dresden: Buchlabor 2011. Edition Raute. H, N: Holger Wendland. 77 S.

Klech, Igor: Das Buch vom Essen (Kniga edy). Pelmeni und Piroggen, Borschtsch und Bigos & Co. Ü, N: Tatjana Hofmann. Berlin-Warszawa: Edition FotoTAPETA 2011. 167 S.

Kurkow, Andrej: Der wahrhaftige Volkskontrolleur (Skazanie ob istinno narodnom kontrolere). Roman. Ü: Kerstin Monschein. Innsbruck, Wien: Haymon Verlag 2011. 430 S.

Kusnezow, Sergej: Das Marmorne Paradies (Mramornyj raj). Ein Roman aus Dmitry Glukhovskys Metro 2033-Universum. Ü: Anja Freckmann. München: Heyne 2011. 384 S.

Lukianenko, Sergej: Labyrinth der Spiegel (Labirint otraženij). Roman. Ü: Christiane Pöhlmann. München: Heyne 2011. 608 S. – Der falsche Spiegel (Fal'sivye zerkala). Roman. Ü: Christiane Pöhlmann. München: Heyne 2011. 576 S.

Makanin, Wladimir: Benzinkönig (Asan). Roman. Ü: Annelore Nitschke. München: Luchterhand 2011. 479 S.

Mandelstam, Nadeschda: Erinnerungen an Anna Achmatowa (Ob Achmatovoj). Ü: Christiane Körner. K, N: Pawel Nerler. Berlin: Suhrkamp 2011. 206 S.

Panov, Vadim: Die Verborgene Stadt: (3) Die Hexe (Ataka po pravilam). Roman. Ü: Matthias Dondl. München: Heyne 2011. 656 S.

Rytchëu, Juri: Die Frau am See (Nepodvižnoe solnce). Ein Liebesmärchen aus der Tundra. Ü: Antje Leetz. Zürich: Unionsverlag 2011. 124 S.

Samojlow, David: Stimmen hinter den Hügeln (Golosa za cholmami). Gedichte 1938-1987. H, V, Ü: Christoph Ferber. Zeichnungen: Sun Young Kim. Dresden: Buchlabor 2010. Edition Raute. H, N: Holger Wendland. 49 S.

Schalamow, Warlam: Die Auferweckung der Lärche (Voskrešenie listvennicy). Erzählungen aus Kolyma 4. Ü: Gabriele Leupold. H, N, Glossar, Anmerkungen: Franziska Thun-Hohenstein. Berlin: Matthes & Seitz 2011. 667 S.

Schischkin, Michail: Venushaar (Venerin volos). Roman. Ü: Andreas Tretner. München: Deutsche Verlags-Anstalt 2011. 556 S.

Strugatzki, Arkadi und Boris: Werke 3: Die Schnecke am Hang. Die zweite Invasion der Marsmenschen. Die Last des Bösen. Aus dem Leben des Nikita Woronzow. Ein Teufel unter den Menschen. Ü: Hans Földeak, Thomas Reschke, Hans Baudisch, Edda Werfel, Erik Simon. München: Heyne 2011. 896 S.

Tokarjewa, Viktorija: Alle meine Feinde (Moi vragi) und andere Erzählungen. Ü: Angelika Schneider. Zürich: Diogenes 2011. 243 S.

Zamjatin, Evgenij: Ich fürchte . . . (Ja bojus' . . .). Essays 1919–1921. Ü, V: Peter Urban. Berlin: Friedenauer Presse 2011. 32 S.

Zwetajewa, Marina: Mit diesem Unmaß im Maß der Welt (S étoj bezmernost'ju v mire mer). Gedichte 1913 bis 1939 (russ.-dt.). H, Ü: Erich Ahrndt. Leipzig: Leipziger Literaturverlag 2012. 212 S.

Hierher XXX